Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Todte Schuld.

Roman

von

Hieronymus Lorm.

Zweiter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1878.

Zwölftes Kapitel.

Schon eine Stunde, bevor die Französin erscheinen sollte, hatte die Baronin Ambort Weisung gegeben, daß sie nur für Frau von Montandon und sonst für keinen Besuch zu Hause sei. Mit einem wehmüthigen Gesicht erschien daher Kaspar, der Bediente, vor seiner Herrin, um ihr das Geständniß zu machen, daß er nicht das Herz gehabt hätte, das italienische Fräulein unverrichteter Dinge wieder fortgehen zu lassen. Das Mädchen wäre bei der Nachricht, nicht vorkommen zu können, womöglich noch bleicher geworden und hätte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, mit den schwarzen Augen bloß, gezwungen, noch einmal zu fragen.

„Cornelia mag kommen,“ sagte Hertha, „sie ist vielleicht nicht de trop.“

Das Mädchen kniete langsam vor der Baronin

nieder, drückte die Hand derselben an seine Lippen und sprach:

„Befehlen Sie über mein Leben.“

So theatralisch Geberden und Worte zu sein schienen, hier lagen sie so natürlich im Wesen des Mädchens und im Ernst der Situation, daß Hertha, die jeden äußern Aufputz des Schmerzes um so mehr haßte, je inniger sie sich seiner Wahrheit zuneigte, lebhaft davon ergriffen wurde.

„Ach, mein theures Kind,“ sagte sie, Cornelia an ihre Seite ziehend; „ich bin nur ein armes Weib und habe leider nichts zu befehlen. Daß ich für Sie nicht unthätig war, wird noch der heutige Tag zeigen. Was ist aber Neues vorgefallen? Worüber soll ich befehlen?“

„Ueber meine ganze Zukunft,“ erwiederte Cornelia.

Sie erzählte den Besuch des Geistlichen bei ihrem Großvater; sie schilderte das Bangen bei jedem fremden Fußtritt im Hause, die Furcht vor Gefängniß und Verhaftung; sie sprach von der Alternative, die ihr gestellt sei: Kerker oder Kloster. Unfähig erklärte sie sich, selbst eine Wahl zu treffen; die Baronin, die sich ihr so gut, so edel gezeigt, das einzige Wesen, dem sie sich in der fremden

Welt rings umher anschließen konnte, möge für sie entscheiden.

„Kerker oder Kloster!“ sagte die Baronin, „und ein Drittes lassen Sie ganz außer Acht: das sichere und selige Asyl, das Ihnen die Liebe bietet. Als Frau des Grafen Horstell stünden Sie mit Eins außerhalb aller Verfolgung.“

„Ich muß noch einmal fragen: würde es meinem armen, theuren Vater nützen? Nein! Also nur mir selbst? Ich aber würde lieber den Kerker und das Kloster wählen, als mich in die Arme des Geliebten — nicht aus Liebe zu stürzen. Könnte auch er mir es jemals vergeben, wenn ich ihn zum Strohhalm herabsetzen wollte, nach dem der Ertrinkende greift! Wünschen Sie es? Sie lieben ihn als einen Verwandten und wenn es Sie zufrieden stellen kann, so bin ich bereit.“

„Nein, mein Kind!“ rief die Baronin lebhaft; „bei Schließung eines solchen Bundes darf keine Rücksicht auf einen Dritten walten, sei er uns auch noch so werth. Auch erwarte ich von Heribert noch einen Brief, einen Aufschluß, der mir erst beweisen soll, daß ich mich in all' den edlen Eigenschaften nicht getäuscht habe, die ich ihm zuschreibe. . . . Aber — aber — das Kloster! Hätten Sie da-

zu den innern Beruf, ein Talent zur Frömmigkeit, eine heilige Neigung?"

„Einen heiligen Abscheu!" rief Cornelia, „es müßte nur sein, daß ich vielleicht auf diesem Wege meinem Vater nützen könnte."

„Ihr Vater muß ganz aus dem Spiel bleiben," erklärte die Baronin; „diese Angelegenheit ist zu fern und zu hoch. Dem Schicksal Ihres Vaters gegenüber sind wir Alle, die wir Ihnen helfen wollen, komplet ohnmächtig. Es handelt sich darum, Sie und Ihren Großvater aus dem Marterzustand beständiger Angst zu befreien, das Damoklesschwert von Ihrem Haupte zu nehmen. Hören Sie mich an, liebes Kind. Hofrath Limbeer war bei mir und hat mir den Besuch einer Französin angekündigt, die vielleicht Einfluß genug hat, um zu bewirken, daß Sie sowohl hier als in Mezzolombardo, wo ja die Scartellis zu Hause sind, in Ruhe leben können. Ich glaube, man kommt schon, sie anzumelden. Bleiben Sie. Ihre Anwesenheit kann nur von guter Wirkung sein."

Hofrath Limbeer hatte durch die Art, wie er den Besuch eingeleitet, eine günstige Position für Frau von Montandon geschaffen. Sie konnte so unbefangen auftreten, als ob sie von nichts wüßte,

die Propositionen, die man ihr stellen wollte, an sich herankommen lassen und dann sicher sein, ihren eigenen Vorschlägen einen uneigennützigen Charakter zu geben.

Nach der ersten Begrüßung und nachdem sie Cornelia vorgestellt hatte, wobei die Französin mit einem einzigen scharfen Blick das ganze Wesen des Mädchens umfassen zu wollen schien, setzte die Baronin die Lage der Dinge in schlichten Worten auseinander und wurde erst wärmer, als sie die Möglichkeit einer Rettung in's Auge faßte.

„Ich weiß wohl," sagte sie, „daß Jeder, bei dem man Hülfe sucht, schon von irgend einem menschlichen Elend in Anspruch genommen ist, daß Jeder sozusagen seine eigenen Armen hat. Aber Hofrath Limbeer hat Sie mir als eine gütige und mächtige Fee geschildert, die nur darauf wartet, den rettenden Zauberstab auszustrecken."

„Der Hofrath ist sehr gütig," erwiederte Helene von Montandon mit einem spöttischen Lächeln; „ich aber, ich gestehe es, bin nicht naiv genug, um bei einem Mann im Amt auch nur irgend einmal bloße Güte vorauszusetzen. Die Sache scheint mir vielmehr die zu sein, daß er selbst, durch höhere Instruktionen gebunden, nichts thun kann, und seine

Ohnmacht zu verbergen, die meine dafür hervortreten läßt. Denn ach! was kann ich thun, ich, eine Fremde!"

Sie zuckte die Achseln und schien sich dann in den Anblick Cornelia's zu vertiefen.

„Das Fräulein interessirt mich sehr," fuhr sie fort, „mehr als Sie glauben können, wenn ich Ihnen nicht erkläre, an welche Zeiten und Dinge mich schon der Name Scartelli erinnert. Sie waren niemals in London, mein Fräulein?"

Cornelia verneinte und Helene sprach hierauf weiter:

„Die Situation in Wien liegt wirklich, ich möchte sagen, außerhalb meiner Kompetenz, meiner Thätigkeit wenigstens. In Wien ist die Angelegenheit einfach Polizeisache. Der Hofrath empfängt nicht von irgend einer Person seine Instruktionen, sonder vom vorgeschriebenen Gang, die Vorschrift ist seine Autorität, der er unbedingt gehorcht. Man hat Herrn von Scartelli bisher nicht verhaftet, wozu auch? Man ist froh, daß er in Wien ist, man hat ihn hier sicherer als in Riva oder Mezzolombardo, obgleich dieß österreichisches Gebiet ist. Aber am Ende — es können Weisungen von den Gerichten in Florenz kommen, die ein Verhör, eine Verhaftung

nothwendig machen. Und wenn man selbst zum Fürsten Metternich ginge! Wie Louis Philipp bei solchen Gelegenheiten Alles seinen Ministern, so schiebt der Fürst Alles seinem Polizeigrafen zu mit dem unmöglich auszusprechenden Namen. Dieser Polizeigewaltige aber folgt — der Vorschrift, gerade wie sein Hofrath."

„Eben um den Fürsten Metternich zu sprechen," sagte Cornelia, „ist mein Großvater nach Wien gekommen, er hat Daten zu geben, die dem Fürsten einen persönlichen Antheil nahe legen könnten; sie haben gemeinsame Freunde."

„Dann muß ich sagen," erwiederte Helene, „daß sich Herr von Scartelli an eine falsche Adresse gewendet hat, er hätte nach London gehen müssen, zum Grafen Flahault."

„Wir konnten dazu nicht die Pässe erhalten," entgegnete Cornelia.

„Dort allein," rief Helene mit einiger Wärme, „wäre Rettung möglich, dort wäre der Drache in's Herz zu treffen, dem Ungeheuer dieser Angelegenheit der Kopf zu zertreten. Ich darf wohl annehmen, mein Fräulein, daß Ihnen Ihr eigenes Schicksal und das Ihres Großvaters sogar Nebensache ist, verglichen mit dem Loos Ihres gefangenen

Vaters. Seine Befreiung würde alle Ihre Pein in der Wurzel beseitigen. Zu diesem Zweck müßte man auf die Menschen in London wirken können, und dazu wäre ich vielleicht nicht so ohnmächtig, wie auf die Menschen in Wien zu wirken."

Eine große Bewegung bemächtigte sich der zuhörenden Frauen. Cornelia gerieth außer sich bei dem Gedanken, daß überhaupt noch eine Rettung für ihren Vater möglich sei, und auch die Baronin war ungewöhnlich bewegt. Mit den flehendsten Worten beschworen Beide die Französin, Alles zu sagen, Mittel und Wege anzugeben.

„Gestatten Sie vorerst, mein Fräulein," sagte Helene, „daß ich der Frau Baronin, die von der Angelegenheit vielleicht nicht so genau unterrichtet ist wie wir, die Hauptumstände berichte, mit denen das Unglück Ihres Vaters zusammenhängt. Sie werden daraus erkennen, Frau Baronin, wie es kommt, daß sich Alles auf den Grafen Flahault, der jetzt in London lebt, zurückbezieht. Sie erinnern sich aus den Zeitungen des lächerlichen Versuchs, den Louis Bonaparte, der sich Napoleon nennt, der Sohn des einstigen Königs von Holland und der Königin Hortense von Beauharnais, vor zwei Jahren in Straßburg machte mit einem dressirten

Adler, der nicht von seinen Schultern weichen wollte, weil der Prinz Speck im Hute hatte. Er mußte nach Amerika gehen, der gute Louis, kehrte im vorigen Jahre zurück, als seine Mutter in der Schweiz starb, und weil ihn die Schweiz auf Reklamationen oder Deklamationen der französischen Regierung nicht behalten durfte, ging er nach London. Ich kenne ihn wohl. Ich habe niemals einen Mann gesprochen, der von diesem prinzlichen Abenteurer nicht gesagt hätte: er hätte keine Zukunft, denn das Lächerliche tödte, besonders in Frankreich. Ich habe aber auch niemals eine Frau gesprochen, wenn sie ihn persönlich kannte, die nicht etwas märchenhaft Anziehendes an ihm gefunden hätte, eine Begabung, mit der man Alles möglich macht. Man darf neugierig sein, ob die Zukunft den Männern oder den Frauen Recht geben wird. Was mich betrifft, so kannte ich auch seinen ältern Bruder, der vor sieben Jahren in Forli starb und ein ungleich bedeutenderer Mensch war, der reine Enthusiasmus."

Sie hielt inne, als ob sie sich in schmerzliche Erinnerungen verlieren wollte und schien sich gewaltsam aufzuraffen, ehe sie fortsetzte:

„Der arme Luigi! Ihm kam der Name Napo-

leon wenigstens durch die Taufe zu. Ihm war es ernst mit der Freiheit, als er sich an der großen Konspiration Norditaliens betheiligte. Und diese Konspiration war es, in die sich auch Ottavio Scartelli verwickelte, sie ist es, die er heute noch in Kerker und Banden zu büßen hat, wenn man ihn auch erst nach Jahren der Theilnahme überführt hat."

„Das ist wahr," sagte Cornelia leise, fast nur der Baronin hörbar; „das Unglück meines Vaters stammt aus jener Zeit."

„Die alte Konspiration ist noch immer nicht todt," fuhr Helene fort, „sie hat ihre Agenten, die, wie Graf Orsini, nicht müde werden, sie rege zu erhalten. Die Helden der Verschwörung haben im äußersten Fall einen Schutz, es käme also nur darauf an, die Sache Ottavio Scartelli's zu einem äußersten Fall zu machen."

„Was meinen Sie? Sprechen Sie!" riefen Cornelia und die Baronin zugleich.

„Es ist allgemein bekannt," fuhr Helene fort, „in welch' nahen Beziehungen Flahault zur Königin Hortense stand. Daraus stammt auch die Sympathie, man könnte sagen die Protektion, die er den Männern zuwendet, welche, wie der Vater

des Fräuleins, die Söhne der Königin Hortense in ihren Kämpfen und Gefahren begleiteten. Frankreich hat damals den italienischen Flüchtlingen ein Asyl gegeben. Hortense, die den ihr noch gebliebenen Sohn Louis auf wunderbare Weise gerettet hat, war in Sicherheit, sobald sie französischen Boden mit ihm betreten hatte. Niemand weiß genau, in welch' großem Maße Graf Flahault's Einfluß dafür gewirkt hat bei einem König, der den Regenschirm der Vorsicht auch auf dem Thron nicht ablegte, den bürgerlichen Regenschirm, der ihn unter der Restauration so populär, ja eigentlich zum König gemacht hat."

„Und Sie glauben, daß der Graf diesen Einfluß noch immer besitze, auch in unserer Sache geltend machen könne?" fragte Hertha.

„Gewiß, ganz ohne Zweifel. Allein der Graf ist Diplomat, vorsichtig, handelt in solchen Dingen nur aus der Ferne und in der Stille, und ohne ein mächtiges Motiv — gar nicht. Gefälligkeit für seine Verwandten ist ihm nicht abzusprechen. Wenn aber seine nächsten Angehörigen nicht selbst einen Vortheil davon haben, wenn sie sich bloß aus gutem Herzen bei ihm für Andere verwenden, dann fehlt das mächtige Motiv und er mischt sich

nicht ein. Sonst, Frau Baronin, würde ich Ihnen rathen, direkt mit ihm in Verbindung zu treten, da Sie ja jetzt durch Ihren Schwiegersohn mit ihm verwandt sind."

„Diesen Gedanken habe ich schon gehegt und auch schon verworfen," entgegnete Hertha; „gestern erst sprach ich davon mit dem Hofrath. Auch weiß ich, daß ich mich einer besondern Begünstigung bei der neuen Familie meiner Tochter nicht erfreue."

Die Baronin begleitete diese Worte mit einer finstern Miene, aber scheinbar ohne darauf zu achten, fuhr Helene fort:

„So unthätig der Graf ohne ein mächtiges Motiv bleiben würde, so einflußreich ist er noch immer. Ueberhaupt fängt man gerade jetzt in Frankreich an, den Napoleoniden und was mit ihnen zusammenhängt wieder geneigt zu werden. Man spricht davon, die Leiche Napoleon's von St. Helena nach Paris zu bringen, um sie im Dom der Invaliden beizusetzen. Dazu kommt, daß Graf Flahault, wie ich ganz sicher weiß, die Aspiration hegt, in nicht zu ferner Zeit den Gesandtschaftsposten in Wien zu bekleiden, daß ihm also eine Gelegenheit, mittelst der Unterstützung des Königs bei den wiener Staatsmännern sich in

Erinnerung zu bringen, gar nicht unlieb wäre. In Wien etwas Schwieriges durchzusetzen, etwas, das nur ihm zu Gefallen geschähe, würde ihm reizend sein. Denn als Diplomat weiß er, daß man nicht Diejenigen liebt, denen man Dank schuldig ist, aber Diejenigen sehr gut empfängt, von denen man Dank zu erwarten hat."

„Was braucht es dann mehr?" rief die Baronin, „eine Gelegenheit, Schwieriges durchzusetzen, wäre die Befreiung Scartelli's."

„Doch nicht!" lächelte Helene, „er würde nichts so sehr scheuen als einen Mißerfolg und müßte fürchten, daß ihm eine Sache mißlänge, an der er — kein Interesse hat. Oder ist ihm Ihr Vater bereits bekannt, mein Fräulein?"

Cornelia verneinte.

„Nun, dann bedürfte es für den Grafen, um ihn zu erwärmen, eines Stachels, mit einem dürren Wort, eines Nutzens. Für ihn oder seine nächsten Freunde müßte ein unbezweifelter Vortheil wirken, dann hätte er mit dem Beweggrund, zu handeln, auch das Talent, mit Erfolg zu handeln. Und zweifeln Sie nicht, es würde ihm gelingen! In kurzer Zeit wäre der Prozeß in Toskana so gut wie die Untersuchung in Wien niedergeschlagen.

Die Familie di Scartelli bliebe unter gewissen Garantieen, welche die Ihren, mein Fräulein, nach solchen Prüfungen wohl gerne geben würden, fortan unbehelligt."

„O mein Gott!" rief Cornelia und hob die Hände zum Himmel, „gibt es auf Erden ein Opfer, groß genug, um ein solches Glück dafür zu erkaufen, so lasse mich es wissen, o mein Gott! Mein Herzblut tropfenweise dafür zu vergießen, ist ein zu geringer Preis."

Die beiden Frauen sahen auf das Mädchen, die Baronin nicht ohne Rührung, die Französin mit einer Spannung, in der sie ihre Blicke fragend auch auf der Baronin ruhen ließ, als müßte von dieser die Antwort kommen.

Als jedoch Hertha schwieg, zog Helene ihr Tuch fester um die Schultern, wie um sich zum Aufbrechen fertig zu machen, und erhob sich langsam, als wäre nichts mehr zu sagen.

Erschreckt faßte die Baronin ihre Hand und rief:

„Sie werden uns nicht so verlassen, liebe, schöne, junge Frau! Sie werden noch ein Wort für uns haben in unserer Rathlosigkeit."

Der Französin ging dieser schmeichelnde Ton

zwar nicht zum Herzen, aber er schien ihr tauglich zu sein als Stimmschlüssel für die Aufnahme dessen, was sie noch vorzubringen hatte. Berechnet war der falsche Rückzug, den sie mit der Bemerkung antrat, daß ihre „garde de dame" unten im Wagen warte.

„Lassen Sie die Dame nach Hause fahren," rief die Baronin, „ich stelle Ihnen dann meinen Wagen zur Verfügung."

Sie zog die Glocke.

„Auch dieß!" sprach Helene mit sanfter Gelassenheit, mit dem Anschein der Ergebung in den fremden Willen. Niemand konnte somit ahnen, daß eigene Absicht sie hieher geführt hätte. Und den angeschlagenen Ton der Baronin festhaltend, fügte sie hinzu:

„Man fühlt sich hier so traulich, so freundschaftlich angemuthet."

Kaspar erschien, sie gab ihm den Auftrag für die unten harrende Dame und wendete sich dann zu Cornelia, die inzwischen, ihre äußerste Aufregung gewaltsam bezwingend, jede Bewegung der Fremden mit angstvollem Schweigen beobachtet hatte.

„Sie, mein Fräulein," sagte Helene, „haben keinen Preis zu bieten für die Erreichung Ihrer

Wünsche. Was vermag ein junges, unschuldiges Mädchen, um in diese komplizirte Welt mit Macht einzugreifen? Erwarten Sie Alles von unserer theuren Baronin."

„Von mir?" fragte Hertha erstaunt, ahnungslos, worauf es hinaus wollte.

Als Helene schwieg, dann einige unzusammenhängende Worte sprach, wieder abbrach und wie in Verlegenheit um sich blickte, erhob sich Cornelia, um das Gemach zu verlassen, in der Vermuthung, daß das Gespräch eine Wendung nehmen wolle, welche die Baronin allein beträfe.

Diese entschuldigte bei ihrem Besuch eine kurze Abwesenheit und folgte Cornelia. Sie brachte das Mädchen in ein zierliches kleines Stübchen, in dem sie selbst Siesta zu halten pflegte, ließ die Tieferregte auf der Chaiselongue sich ausstrecken, sorgte für eine Erfrischung und sprach tröstende und ermuthigende Worte.

„Wir stehen an einem Wendepunkt, Liebste, gewiß! Die fremde Frau weiß, womit ein Umschwung zu bewirken ist, und liegt das Mittel in meiner Macht, so zweifeln Sie nicht, daß noch Alles gut werde."

Cornelia drückte stumm ihre heiße Stirn auf die

weiche Hand der Tröſterin. Dieſe eilte zu Helene zurück.

„Das arme Kind!“ ſagte ſie beim Eintritt, „wer der ewig Gequälten und Geängſtigten endlich helfen könnte!“

„Wer?“ ſprach Helene mit einer gewiſſen Feierlichkeit, „nur Eine Perſon auf Erden und ihr Name iſt Hertha von Ambort. Ahnen Sie nicht, um was es ſich handelt? Sie haben vorhin finſter drein geſchaut, als von Ihrer neuen Familie die Rede war. Vermuthen Sie nicht, worin die Unbill wurzelt, die Ihnen vielleicht zugefügt wurde?“

„Madame, Sie ſprechen vielleicht als das Organ meiner Angehörigen in Paris?“ Und die Züge Hertha's nahmen bei dieſen Worten einen düſtern Ausdruck an.

Lebhaft erwiederte Helene:

„Ich kenne weder Ihre Tochter, noch den Gatten Ihrer Tochter. Ich war überhaupt nicht mehr in Paris, ſeit ſich das junge Paar dort angeſiedelt hat. Ich kenne nur den Grafen Flahault, der in London lebt. Von ihm darf ich ſagen, er iſt mein väterlicher Freund, mein Beſchützer. Er liebt den Vicomte von Pauſone, Ihren Schwiegerſohn, er nennt ihn ſeinen Neffen. Mit dem Grafen

allein habe ich von Ihnen gesprochen, Madame. Er beklagt die sonst friedliche Ehe, er ist fast unglücklich darüber, daß — daß —"

„Daß die Frau seines Neffen eine zu geringe Mitgift bekam," ergänzte Hertha schroff, „es handelt sich also um eine Summe, um eine große Summe — wie viel? Nennen Sie den Betrag, ich bitte, damit ich überlege, ob mir die Rettung des Mädchens, das mir eigentlich eine Fremde ist, so viel werth sei."

Helene nahm die Miene einer Verletzten an.

„Ich vermittle nicht Geldsachen," sagte sie, „ich wäre zu Geschäften dieser Art nicht zu gebrauchen. Ich kam zu Ihnen auf die Bitte des Hofraths Limbeer, weil Sie es wünschten; ich kam, um zu hören, was Sie mir zu sagen hätten, nicht um zu sprechen, was Andere mir aufgetragen hätten. Brechen wir also von der ganzen Sache ab."

Die Baronin aber war zu tief von der Angelegenheit ergriffen.

„Um Gott, nein!" rief sie, „ich habe Ihre Güte keinen Augenblick verkannt, ich bin voll Dankbarkeit gegen Sie, nur scheint sich meine ganze Natur zu verändern, wenn von Paris gesprochen wird. Beglücken Sie mich mit der Mittheilung Ihrer

Beobachtungen, Ihrer Erfahrungen. Sprechen Sie, gibt es ein Mittel, gibt es einen Preis? Verzeihen Sie mir und gönnen Sie mir Ihren Rath."

„Theure Frau," erwiederte Helene, wie gerührt von diesen Worten; „wie arglos sind Sie, wie rein, um erst zu erwarten, daß ich Ihnen sage, was Sie wissen sollten, was in Ihren Verhältnissen aufgezeichnet liegt. Ich kenne diese Verhältnisse nicht genau, ich kann mir auch nicht klar vorstellen, was man mit der Absicht, die man hat, erreichen will, aber — da ich an der Sache selbst so unbetheiligt bin und da Sie meine Freundschaft verlangen — warum sollte ich nicht klar und offen sprechen? Man will, daß Sie sich wieder vermählen."

Eine Röthe stieg in das sanfte Antlitz der Baronin Ambort, wie in das eines jungen Mädchens.

„Das ist unmöglich," sagte sie leise, fast schüchtern.

Helene zuckte die Achseln.

„Das ist Ihre Sache. Die meine ist, Ihnen zu betheuern, zu beschwören, wenn Sie wollen, ja Ihnen thatsächliche Beweise zu liefern, daß Ihre Wiedervermählung die Befreiung Ottavio Scarselli's und das Glück der Seinen wäre."

Die Baronin versank in Nachdenken, wie sie den Gedanken an die Hülfe auf einem andern Wege vorbringen sollte.

„Gestatten Sie mir," hob sie endlich an, „daß ich Ihnen erkläre, obgleich Sie über eine Geldsache nicht verhandeln wollen — der Vorschlag läuft doch nur auf eine Summe hinaus und nichts weiter. Man will mich verheirathen, daß heißt so viel, als man will auf den beträchtlichsten Theil meines Vermögens nicht so lange warten, bis ich todt bin, um ihn dann vielleicht sogar nicht mehr in dem erwarteten Umfang zu erhalten. Wenn wir nun annehmen, daß ich aus purem Mitleid mit dem unglücklichen Italiener das namenlose Opfer brächte, eine neue Ehe einzugehen, zu der ich keine Neigung, keinen innern Anlaß habe, zu der mir vor allem Andern der Mann fehlt, dessen Erscheinung ich jemals mit einem solchen Gedanken verknüpft hätte; — wenn wir annehmen, ich könnte dieses Opfer bringen, wäre es dann nicht noch viel leichter, anzunehmen, ich könnte bloß meine Gelder opfern, meine Freiheit und meine weibliche Würde jedoch bewahren? Wäre es nicht annehmbarer, mir zu sagen: aus einer Schenkung stammt dein Vermögen, gib es wieder durch eine solche hin; es ist

ja dein Blut, deine Tochter, der du schenkst; überliefere dich, wie jener König im Trauerspiel, der Alles seinen Töchtern gab, der Gnade, den Almosen deines Kindes. So ungeheuerlich dieser Vorschlag auch noch immer wäre, er hätte doch mehr Vernunft für sich als der andere, und für die Zwecke des Grafen Flahault müßte es auf Eins herauskommen."

Die Menschen, in deren Interesse Helene hier mit der Aussicht auf eigene große Vortheile thätig war, hatten den Fall so oft durchgesprochen und zu reiflich erwogen, als daß die Französin auch nur einen Augenblick um eine Antwort auf den vorgebrachten Einwurf verlegen gewesen wäre. Sie hatten sich gleich gesagt, als mit der Beziehung zu den Italienern die Handhabe sichtbar geworden, an welcher die Baronin gefaßt werden konnte, daß diese Beziehung allein doch nicht ausgereicht hätte, um namhafte Opfer an Vermögen zu bewirken. Was waren ihr zuletzt diese Fremden, daß man ihr zum Besten derselben große Summen hätte abfordern dürfen? Sie würde, von Mitleid übermannt, höchstens Hoffnungen gegeben haben, welche darauf folgende Ernüchterungen wieder vereitelt hätten. Anders, wenn man das Weib in ihr aufrüttelte, wenn sie

durch einen in Bereitschaft gehaltenen Bewerber gedrängt wurde, den Schritt zu thun, eh' sie sich dessen versah, und besonders, wenn der Bewerber von der Art war, um sie für die eingebüßte Freiheit durch seine soziale Stellung und für den Verlust an Vermögen durch materiellen Besitz zu entschädigen.

Als sie daher die Möglichkeit andeutete, durch ein bloßes Geldopfer den Zweck zu erreichen, den Grafen zu befriedigen, konnte Helene rasch antworten:

„Nimmermehr! Man will nicht, daß Sie in Armuth gerathen, daß Sie Entbehrungen erleiden, nie würden Ihre Angehörigen zugeben, dieß weiß ich vom Grafen, daß Sie sich Ihres Vermögens entäußern, ohne daß ein anderes dafür Ihr Eigenthum werde. Nur eine reiche Heirath kann dieß zuwege bringen."

So ernst und selbst erschüttert die Baronin bisher gewesen — nach diesen Worten brach sie in das Lachen der Belustigung aus:

„Ja, wie sollte ich denn dieß machen? Verlangt man, daß ich die Hand zum Fenster hinausstrecke mit einem Zettel daran: ‚Für reiche Herren'? Meine Wohnung hat doppelte Aussicht. Was

meinen Sie, wäre es wirksamer nach der Basteiseite oder nach der Stadtseite?"

Helene stimmte in das Lachen ein, froh, daß dieser Ton gefunden war.

„Theure Baronin," sagte sie, „Sie sind wirklich ein junges Mädchen, Sie kommen direkt aus der Pension, so frisch und blühend im Aeußern, so unschuldig im Innern. Also haben Sie gar keine Ahnung, daß man Sie liebt, daß Sie, die Mutter einer verheiratheten Tochter, zu den gefeierten Schönheiten Wiens gehören? Ja wohl brauchen Sie bloß die Hand auszustrecken! In welcher Welt leben Sie, daß man im Stand ist, Ihnen dieß zu verbergen. Nebenan seufzt ein armes, unglückliches Kind nach Erlösung. Dieß hindert mich, sonst würde ich Ihnen Geschichten erzählen —"

„Sie haben Recht, es nicht zu thun. Wir müssen ernsthaft sein im Angesicht so vielen Elends."

„Um so ernsthafter und rascher muß ich Ihnen zwei Dinge sagen. Zuerst: Sie haben Unrecht, mit so vielen Ansprüchen auf Genuß und Freude wie eine trauernde Wittwe, wie eine Klosterfrau zu leben — und wenn ein Mann Ihre Hand er=

greifen will, der Ihrer würdig ist, so haben Sie keinen Grund, sie ihm zu entziehen. Das Zweite aber ist, daß Sie alle möglichen Gründe haben, dem armen Kinde da drin zu helfen, ohne deßhalb fürchten zu müssen, ein Don Quijote der Großmuth zu sein. Es wäre gar nichts so Großartiges dabei, wenn Sie der weinenden Cornelia das Opfer brächten, noch einmal zu heirathen. Denn den ersten und größten Segen hätten Sie selbst davon!"

„Wie verstehen Sie das?" fragte die Baronin sehr ernst.

„Ganz einfach," antwortete Helene und erhob sich, „mit Ihrer Wittwenschaft zugleich werden Sie den entsetzlichen Gedanken los, daß die Blicke grimmigen Neides und einer unnatürlichen Habgier, aus der nächsten Nähe Ihres eigenen Herzens, an jenem unseligen Theil Ihres Lebens haften, den man ein Vermögen nennt."

„Das ist wahr!" rief Hertha, von diesen Worten tief ergriffen.

Sie stand auf und Frau von Montandon die Hand reichend, sagte sie:

„Sie haben einen Blick in meine Seele gethan."

Dann Frau von Montandon, die im Scheiden begriffen war, begleitend und im Eifer der Rede sich wieder mit ihr umwendend, so daß beide Frauen im Gemach auf und ab wandelten, überließ sich die Baronin unwillkürlich der angeregten Betrachtung:

„Ich würde die unnatürliche Wunde noch immer fühlen, aber sie würde nicht so heftig brennen, sie würde nicht täglich von Neuem gereizt werden, wenn man nichts mehr von mir zu fordern oder zu erwarten hätte. Aber sprechen wir doch nicht wie die Kinder in Fabeln und Märchen. Ich bin keine verwunschene Prinzessin und will auch nicht, daß mir irgend Jemand in's Haus falle, um mir plötzlich eine ganz andere Welt einzurichten."

„Und die schöne Cornelia mag im Kerker oder im Kloster elend zu Grunde gehen, nicht wahr?"

Helene faßte bei diesen Worten den Arm der schmerzlich bewegten Hertha und führte sie an das Fenster:

„Sehen Sie, Frau Baronin, ich habe in der Welt mehr erfahren als Sie. Ich bin vielleicht sogar etwas älter als Sie; ich will das nicht

wissen, lassen Sie mir die Hoffnung, daß dem nicht so sei. Aber Erfahrung macht nicht alt, wie in den Büchern gelogen wird, man darf sie eingestehen. Nun, zu meinen Erfahrungen gehört, daß es die größte Thorheit wäre, die ich um keinen Preis begehen würde, einen Menschen überreden zu wollen, daß er sich opfere. Ich weiß nicht nur aus mir selbst, daß der Edelmuth eine unangenehme Passion ist, ich bin auch überzeugt, daß man dazu eine besondere Natur haben müßte. Die gefühlvollsten Bitten würden es einem Apfelbaum nicht klar machen, daß er Orangen zu tragen hätte. Meine Absicht kann daher nicht sein, Sie zu einem Opfer überreden zu wollen, auch wenn mich die ganze Sache überhaupt etwas anginge. Weil wir aber auf das Thema gekommen sind, so muß ich sagen, ich sehe nicht ein, weßhalb Sie ein Glück nicht ergreifen sollen. Es ist so behaglich hier, die Aussicht über die Bastei nach den Vorstädten, nach den Bergen ist so herrlich —"

„Und all' diese Schönheiten wollen Sie mir durch eine Heirath ruiniren!" unterbrach sie Hertha lachend.

„All' diese Schönheit," rief Helene, „ist leere Dekoration, es ist kein Leben, keine Bewegung,

keine Leidenschaft darin. Ich möchte nicht im Paradies wohnen, wenn es dort keine Stürme gibt, und wer kann uns Frauen einen Sturm erregen, ausgenommen der Mann, den wir beglücken und mißhandeln?"

Die Baronin erinnerte sich bei diesen Worten der Andeutungen, die ihr Herr von Trogau hinsichtlich der Frau vor ihr gemacht hatte, und eine plötzliche Entfremdung malte sich in ihren feinen, beweglichen Zügen. Frau von Montandon, die gewohnt war, jede Regung im Gesicht eines Andern scharf zu beobachten, änderte ihren Ton:

„Es wäre darüber noch viel zu sagen, aber ich habe keine Zeit. Leben Sie wohl, Frau Baronin. Was soll ich Hofrath Limbeer sagen, der mich hieher schickte, wenn er nach dem Erfolg des Besuches fragt? Er wollte, daß ich Sie aufmerksam mache, wie sehr die Sache eigentlich pressirt, falls sie Ihnen überhaupt am Herzen liegt. Noch gehen die Scartelli frei in Wien umher. Ein erwarteter Bericht, eine Instruktion kann eintreffen und den Hofrath zwingen, zu handeln. Ein Kurier, an den Grafen Flahault nach London expedirt, käme dann wahrscheinlich zu spät. Jetzt könnte noch immer die Folge sein, daß die Untersuchung für

die beiden Scartelli sogleich sistirt, die Revision des Prozesses für den Eingekerkerten sogleich begonnen würde. Was habe ich dem Hofrath Limbeer zu sagen?“

„Madame,“ erwiederte die Baronin, „da mich das Unglück getroffen hat, daß die intimsten Beweggründe meines Innern in eine politische, in eine kriminalistische Angelegenheit hineingezogen wurden, so will ich wenigstens durch die größte Offenheit versuchen, die Wiederholung einer mich tief verwundenden Erörterung unnöthig zu machen.“

Sie sammelte sich einen Augenblick.

„Bis zu dem heutigen Tage, bis zu dieser Stunde, der ich Ihren Besuch verdanke, Madame, habe ich den Gedanken, mich wieder zu vermählen, nicht gefaßt, nicht im Traum für denkbar gehalten, weil man an Dinge nicht zu denken pflegt, die Abscheu und Entsetzen erregen. Ich hätte es bis zu dieser Stunde für eine Unmöglichkeit erklärt, daß mir noch irgend Jemand Herz und Hand abgewinnen könne.“

„Und jetzt?“

„Ich bin, von Mitleid für die italienische Familie ergriffen, erschüttert. Deßhalb und weil Sie, Madame, mit Wahrheit einen wunden Punkt

in meinem Herzen berührten, um eine Linderung dafür in Aussicht zu stellen — will ich nicht mehr so vermessen sein, dieser komplizirten und unbegreiflichen Welt irgend eine Möglichkeit rundweg abzusprechen."

„Sie versprechen, einen Bewerber anzuhören, wenn er sonst Ihrer würdig?"

„Nicht um mein Leben, nicht um das Anderer zu retten, würde ich jemals wieder meine Hand ohne mein Herz — oder wenn dieß für eine alte Frau zu viel gesagt ist — ohne meine Sympathie geben. Allein nicht mehr, wie ich es bis heute gethan hätte, würde ich mich für verpflichtet halten, meine Hand auch dort zurückzuziehen, wo meine Sympathie mich sie geben hieße."

„Ich danke Ihnen," sagte Frau von Montandon, die sonst so vorsichtig war, in unwillkürlicher Bewegung.

Die Baronin, in der nicht erst durch dieses Wort der leise Verdacht aufgestiegen war, daß die Bemühungen der fremden Frau nicht purer Menschenfreundlichkeit entspringen mochten, erwiederte lächelnd:

„Es ist sehr wenig Grund, zu danken. Das Zugeständniß, das mir die Umstände abringen, hat

keinen besondern Gegenstand; ich wüßte keine Person, an der es erprobt werden könnte."

„Es genügt."

Mit diesem Worte schied Frau von Montandon, ohne daß die Baronin sonderliche Wärme oder den Wunsch nach einer Wiederholung des Besuches in den Abschied gelegt hätte.

Allein geblieben, versank sie in tiefe Gedanken.

Wehmüthig lächelnd, sagte sie endlich zu sich selbst:

„Der arme Trogau! Wenn er erführe, daß ich wieder heirathen soll — er stürbe in jedem Falle: vor Schreck, wenn ich einen Andern, vor Freude, wenn ich ihn wählte. Ich — Ehefrau! Das ist schon schrecklich zu denken. Trogau als Ehemann — das wäre der comble! Nein, der alte Gewohnheitsmann soll um keinen Preis gestört werden, nicht einmal in seinem Schmachten, das ihm auch schon eine süße Gewohnheit ist. Aber wen, in aller Welt, will man mir auf den Hals laden?"

Sie begab sich zu Cornelia.

Das Mädchen lag noch immer regungslos mit offenen Augen auf der Chaiselongue.

„Ich habe mich nicht gerührt, Frau Baronin, seit Sie mich verließen. Zu Hause, in Florenz, konnte

ich nicht fünf Minuten an derselben Stelle bleiben, ohne mich zu ennuyiren, Schmerz und Unglück verbannen die Langeweile. Ich habe nicht einmal geweint, ich war ganz ruhig. Wie der Glaube an eine Rettung des Vaters aus meinem Herzen, ist die Fähigkeit der Thränen aus meinen Augen geschwunden."

Dieß Alles wurde in Absätzen gesprochen, weil die Baronin schwieg und Cornelia nicht den Muth hatte, nach dem Ergebniß der Unterredung zu fragen, von der sie sich in einem ihr so wichtigen Moment aus Rücksichten der Schicklichkeit zurückgezogen hatte.

Die Baronin sah sie mit ihren warmen Blicken sinnend an.

„Mein Kind," sagte sie endlich, „wir haben so bescheiden begonnen, mit Wünschen für Ihre eigene Sicherheit, und sind bis zu einer Aussicht auf Ihr volles Glück gelangt."

Cornelia sprang auf.

„Liebe Cornelia, in dieser Welt ist es schon selten und viel, wenn man in einer ganz verzweifelten Sache wieder Hoffnung schöpfen darf. Nichts wäre frevelhafter, als Ihnen eine falsche zu geben. Sie werden mir daher glauben, wenn ich Ihnen

sage, daß die Befreiung ihres Vaters jetzt nicht mehr zum Bereich der Unmöglichkeit gehört."

Cornelia sank der Baronin zu Füßen und blickte mit der Andacht einer Betenden und mit überströmenden Augen zu ihr auf.

„Sie weinen doch wenigstens wieder," sagte Hertha lächelnd und zog sie an ihr Herz.

Dreizehntes Kapitel.

Peter Sombruch war seit dem Gespräch, das er mit Helene von Montandon im Bureau des Hofraths geführt hatte, noch unglücklicher geworden. An der Schuld seines verstorbenen Weibes zweifelte er nicht mehr, zu tief waren ihm die Beweise dafür in das Herz gebrannt worden. Schon der vertraute Umgang mit Frau von Montandon war ihm ein Schuldbeweis. Motive nicht gewöhnlicher Art mochten mitgewirkt haben, aber durch welche Verblendung sie ihr auch immer annehmbar gemacht worden wären, — unmöglich war es, wenn sie ihre Liebe zu ihm, ihre Schwüre, ihre Dankbarkeit, wenn sie sein Vertrauen und sein Glück gegenüber stellte, daß sie nicht mit dem klaren Bewußtsein, ein ungeheures Verbrechen zu begehen, ihm die Treue gebrochen hätte.

Darüber hegte er keinen Zweifel mehr und

sein Trachten war nur noch, den Gegenstand und das Werkzeug der Rache in die Hand zu bekommen.

Ueber den Mann, an dem die Rache zu vollziehen war, mußten die Briefe Ulrikens, von denen er eine sein Herz zermalmende Probe vor Augen gehabt hatte, völligen Aufschluß geben. Sie hatte „ihn“ gesehen und konnte nicht mehr widerstehen, hieß es darin. Wer war der Verführer? Um es zu erfahren, hatte er selbst beinahe ein Verbrechen begangen, die Zusage geleistet, eine neue Verbindung einzugehen, an der seine Empfindungen keinen Theil haben konnten, eine fremde Frau in sein Unglück hineinzuziehen und sie um das Glück zu betrügen, das sie nothwendig bei ihm zu finden voraussetzen mußte, um in die Verbindung zu willigen.

Er bereute jedoch sein Versprechen nicht. Frau von Ambort hatte sympathische Eindrücke in seinem Gemüth zurückgelassen, aber sie waren nicht stark genug, daß er sich derselben anders denn dunkel und unklar bewußt gewesen wäre, oder daß sie ihn auch nur im entferntesten von der einzigen Leidenschaft, die ihn beherrschte, von dem Verlangen nach Rache, hätten abziehen können.

Dennoch brachte er es nicht über sich, der unreinen Handlungsweise, zu der er sich verpflichtet

hatte, selbst den Weg zu bahnen. Er hatte der Baronin nach dem Verlauf von Wochen noch keinen zweiten Besuch abgestattet, obgleich die Antwort, die vom Grafen Heribert von Horstell eintreffen sollte, ihm dazu genügenden Anlaß geboten hätte. Zwar erwartete er von dieser Antwort nichts für ihn Brauchbares, denn wie sollte ein junger Kavalier einer Frau von dem Wesen der Frau von Ambort die Wahrheit über eines seiner Abenteuer berichten? Allein das Bedürfniß, sich einer sympathischen Seele mitzutheilen, was schon durch die erste Begegnung mit dieser Dame in ihm erregt und befriedigt worden, wäre immerhin lebhaft genug gewesen, um ihn bald wieder in ihr Haus zu führen, hätte ihn nicht eben dieser freundschaftliche Eindruck als ein schweres Unrecht fühlen lassen, daß er ein edles Wesen zum Werkzeug seiner Pläne herabzusetzen sich verpflichtet hatte. Diejenigen, die ein Interesse daran hatten, ihn mit Frau von Ambort zu verheirathen, hatten es auch übernommen, sie dazu willig zu stimmen. Er wollte nichts dazu thun und sich so lange fern halten, als es ihm die Begier, in den Besitz der Briefe seines Weibes zu gelangen, nur immer gestatten wollte.

An manchem Tage freilich, wenn die Erinnerung an die Vergangenheit ihn zu stark überkam, gerieth er in eine Wuth, die ihn über alle sittlichen Bedenken hinausführte und ihn nach der Einlösung seines Versprechens mit Ungeduld verlangen machte. Kaum vermochte seine moralische Würde ihn noch zurückzuhalten, Frau von Montandon zu mahnen, daß sie endlich die Hand biete, eine Verbindung sich vollziehen zu lassen, die er doch eigentlich verabscheute.

Bei all' diesen Zerwürfnissen seines Innern vollbrachte er unausgesetzt und pflichtgetreu seine amtlichen Geschäfte. Die Rauhheit und Düsterkeit derselben machten ihm seine Einsamkeit, den Mangel eines Freundes, einer vertrauten Seele um so stärker fühlbar. Nie früher hatte er einen solchen Mangel zu beklagen gehabt. Bis zu seiner Heirath war Pater Hilarius der Vertraute aller seiner Stimmungen gewesen, und als dieser von ihm abgefallen war, hatte ihn die Ehe mit Ulrike völlig ausgefüllt. Jetzt, im Gefühl unendlicher Verlassenheit, setzte Sombruch zuweilen die Feder dazu an, den feindlich von ihm abgewendeten Pflegevater um ein Wort der Versöhnung zu bitten.

Ihm selbst war es nicht ganz deutlich, was

ihn immer wieder zurückhielt, so daß er dem Pater sogar den Tod seiner Frau noch nicht angezeigt hatte. War es Erbitterung darüber, daß ihn der einst so zärtlich besorgte Pflegevater jahrelang mit seinem Weib in Noth und Entbehrung hatte leben lassen, ohne sich im geringsten um sein Schicksal zu kümmern?

Im Grunde mußte Sombruch hierin nur Konsequenz erblicken; der Abschied, den sie im Klostergarten von einander genommen hatten, war ja einem Entschluß immerwährender Trennung gleichgekommen. Der Gegenstand der Entzweiung war hinweggerafft worden, warum sollte damit nicht auch diese selbst geschwunden sein? War es nicht seine Pflicht, der Erste zu sein, der wieder entgegenkommt?

Zwiespaltig war die Antwort, die sich Sombruch auf diese Erwägungen gab. Sich dem Pater wieder zu nähern, ohne ihm von der Schuld Ulrikens zu sprechen, wäre ihm unmöglich gewesen. Mußte ihn aber nicht Scham darüber erfüllen im Angesicht Desjenigen, der diese Heirath widerrathen hatte?

Würde der Pater nicht gesagt haben: „Der Vater ein Mörder, die Tochter eine Metze; die Rasse verleugnet sich nicht, Art läßt nicht von Art.“

Wenn aber auch diese Scham zu überwinden war, — nach den Angaben des Juden Dromberger war ein Geistlicher bei Ausführung des falschen Spieles mit thätig gewesen, wodurch dem Ehemann der Besitz des kostbaren Perlenschmuckes täuschend verhüllt wurde. So sehr sich nun auch das Herz Sombruch's der Dankbarkeit zuneigte und so groß seine kindliche Ehrfurcht gegen den Freund und Erzieher war, — es gab Augenblicke, in denen er von dem Gedanken nicht lassen konnte, wie sehr sich auch sein Gemüth dagegen sträubte, bei den Beziehungen, die das Verbrechen seines Weibes offenbar zu geistlichen Machinationen hatte, wäre Pater Hilarius, der so zahlreiche und mächtige Verbindungen hatte, ein Mitschuldiger gewesen. In jedem Falle mußte daher eine völlige Aufklärung über die Schuld Ulrikens einer Wiederverständigung mit seinem Pflegevater vorhergehen.

Und zu denken, daß all' diesen Wirren und vielleicht dem bittersten Theil des Schmerzes ein Ende in jedem Augenblick gemacht werden könnte, wenn eine Frau wie diese Montandon geneigt wäre zu sprechen oder die Briefe vorzulegen! Warum zögert sie?

Wieder fühlte sich Sombruch versucht, den

ersten Schritt zu thun und an jedem Tag, an welchem das schwere, an ihm begangene Verbrechen länger ungestraft blieb, schien es ihm von Neuem begangen zu werden. Hatte ihn zuweilen Schauder vor seinem eigenen Wesen ergriffen, weil er sich eines so grimmigen Rachedurstes und so bestialischer Wuth nicht für fähig gehalten, — wenn er sich vergegenwärtigte, wie viele Paradiese der Heiterkeit, der Menschenliebe das Geschehene in ihm zerstörte, so schien ihm Alles erklärlich und nichts mehr unerlaubt. Gewiß, Ulrike war aus Gram und Reue über ihren Verrath so früh gestorben. Und der Mann, der dieses Unglück über ihn brachte, geht stolz und fröhlich umher!

„Sollte nicht," sagte sich Sombruch, „die sanfte Ambort dafür begeistert werden können, die Hand zu bieten, daß einer solchen Unthat gegenüber noch Gerechtigkeit auf Erden geübt werde? Ich brauche nicht mit ihr zu heucheln, sie nicht zu belügen."

In dieser Stimmung war Sombruch, als er zum ersten Male wieder seit dem Tag, an dem er Frau von Montandon gesprochen hatte, in das Arbeitskabinet des Hofraths Limbeer berufen wurde.

Ganz anders war dießmal der Empfang. Nicht mehr vom Schreibtisch aus wurde dem Eintreten-

den mit gnädigem Handwinken bedeutet, sich niederzulassen. Der Hofrath stand auf, verbeugte sich ziemlich tief und sagte:

„Ich freue mich, der Erste zu sein, der Ihnen den Umschwung Ihrer Verhältnisse anzeigen darf. Es ist selten, daß ich Gelegenheit habe, der Bote guter Nachrichten zu sein; mein Amt bringt es so mit sich, daß ich den Menschen meistens nur Unangenehmes zu sagen habe. Nehmen Sie gefälligst Platz."

Kein Zug veränderte sich im Gesichte des Angesprochenen. Ernst und stumm, als ob er einen amtlichen Auftrag zu vernehmen gehabt hätte, ließ er sich nieder. Was sich auch immer ereignet haben sollte, die Empfänglichkeit für Freude war von seiner gegenwärtigen Lage ausgeschlossen.

Sich räuspernd, begann der Hofrath:

„Sie gestatten mir, in verborgene Umstände Ihres Lebens einzugehen. Ich darf wohl sagen, es ist mir bekannter als Ihnen selbst. Wir sprachen noch niemals vom Pater Hilarius. Er ist jetzt Abt desselben Klosters, in welchem Sie so oft seine Lehren und seine Freundschaft genossen haben. Obgleich Sie mit ihm, wie Sie wohl längst errathen haben werden, durch die engsten Bande der Natur verknüpft sind, war es sein fester

Grundsatz, Sie zunächst auf Ihre eigene Kraft zu stellen. Sie sollten sich selbstständig, mit nur geringer Unterstützung von seiner Seite, zum Mann entwickeln, wie man so sagt, von der Pike auf dienen."

Der Sprechende hielt inne, um sich für das Folgende zu sammeln.

„Sie hatten sich bewährt, waren brav im Leben, tüchtig im Amt und der Zeitpunkt war gekommen, wo es galt, Sie auch mit fremden Kräften zu fördern. Ich hatte mich Ihrem — dem Freiherrn von Rohnhalden, wie sein weltlicher Name war, stets dienstwillig zur Verfügung gestellt und wir hatten große Dinge mit Ihnen vor. Da geschah es, daß Sie gerade in demselben Zeitpunkt eine unvermuthete Ehe schlossen, die alle unsere Pläne durchkreuzte. Ihre Frau, so lieb sie Ihnen gewesen sein mag, war nach Abkunft und Bildung nicht dazu geschaffen, mit Ihnen emporzuklimmen; wir wenigstens konnten die Leiter dazu nicht halten; Pater Hilarius zog seine Hand von Ihnen ab, ich mußte Sie Ihrem Schicksal und Ihren Berufspflichten überlassen."

Er räusperte sich wieder, nicht recht im Klaren darüber, wie er die Worte setzen sollte. Endlich fuhr er fort:

„Glücklicherweise, das heißt unglücklicherweise trat die günstige Wendung ein, ich will sagen, Sie hatten das Malheur des großen Verlustes. Ich beeilte mich, dem Baron, dem Abt, die Trauerbotschaft zu senden, daß wir wieder Fahrwasser gewonnen haben. Er brachte auch sogleich wieder in Fluß, was vor Jahren durch Ihre Heirath unterbrochen worden war. Er ist einigermaßen befremdet über Ihr konsequentes Schweigen, schreibt aber dieß Verhalten auf Rechnung Ihres großen Schmerzes und hofft, es wird Ihnen einigermaßen zum Troste gereichen, was er bereits für Sie bewirkt hat. Das Dekret ist unterzeichnet, welches Ihnen den sonst aussterbenden Namen Rohnhalden überträgt, wenn auch noch nicht mit der siebenzackigen Krone, sondern mit der Gabel im Wappen, mit dem ‚von'. Das Haus, das der Freiherr in Wien besitzt, von jeher ein Familiengut und ein wahrer Palast, nur scheinbar Eigenthum seines Stiftes, fällt jetzt unbeschränkt Ihnen zu, mit dem großen und gesicherten Einkommen, das daraus fließt, und noch bei Weitem mehr an Geld und Gut für Sie liegt im Schooße der Zukunft. Ihr Amt haben Sie schon niedergelegt, mit dem Wunsche bloß, den Sie mir neulich aus-

sprachen; jede andere Carrière steht Ihnen nun offen."

Der Hofrath stand auf, verbeugte sich und streckte seine Hand aus.

„Ich gratulire, Herr von Rohnhalden."

Sombruch erhob sich ebenfalls, legte flüchtig in die ihm dargebotene Hand die seine und sagte gelassen:

„Ich danke, Herr Hofrath."

Keine Muskel zuckte an ihm, nichts verrieth eine innere Bewegung. Er dachte nur daran, welche Fülle von Glück diese Wandlung seiner äußeren Geschicke zu einer Zeit über ihn ergossen hätte, als er im Besitz Ulrikens innerlich beglückt war. Allein selbst diese wehmüthige Reminiszenz wurde nicht zum dauernden Eindruck, entflammte vielmehr nur um so stärker sein Streben nach einem einzigen Zielpunkt. Unwillkürlich fügte er deßhalb seinem Dank die Worte hinzu:

„Jetzt stände ich mit ihm auf gleichem Boden, — jetzt würde mich nichts mehr hindern, — wenn ich wüßte, wer und wo —"

Er erschrak vor dem Lautwerden seines Gedankens und hielt inne. Nach einer Pause fragte er mit wiedergewonnenem Gleichmuth:

„Hat sich damit in der Proposition, die Sie mir neulich stellten, etwas verändert? War es der Kommissär Peter Sombruch oder ist es der Herr von Rohnhalden, den Sie mit der Baronin Ambort verheirathen wollen?"

„Natürlich der Kavalier," erwiederte der Hofrath lächelnd; „ich kann jetzt ganz offen mit Ihnen sprechen. Schon vor Jahren, als Sie mir vom Pater zum ersten Mal empfohlen wurden und noch als lediger Mann in Mähren festsaßen, hatte ich mir Sie für etwas Aehnliches ausgesucht, ohne daß der Pater die geringste Ahnung davon hatte. Er war schon verdrießlich darüber, daß Weibersachen überhaupt mit in's Spiel kommen sollten, was einem geistlichen Herrn nicht zu verargen ist. Ich sollte ihm nur vollzogene Thatsachen melden. Ihre Heirath drängte den Plan, Sie in der Sache zu verwenden, zum Bereich der Unmöglichkeit zurück. Auch hatte ich keinen Anlaß, mich mit dem Thun und Lassen der Baronin Ambort zu beschäftigen, bis Frau von Montandon aus Paris kam, und bald darauf der Fall eintrat, daß Sie wieder brauchbar wurden. Die schöne Dame aus Frankreich hat ein ebenso lebhaftes Interesse wie ich an der Sache. Ich betrieb nun auf das Ernstlichste Ihre

schon seit Jahren vorbereitete Standeserhöhung. Der Freiherr von Rohnhalden dankte mir für den Eifer, ohne zu ahnen, daß ich selbst damit einen Zweck verbinde. Seit einigen Tagen ist nun das Gewünschte verwirklicht und ich gebe Ihnen die Nachricht erst heute, weil die Korrespondenz mit Paris der Frau von Montandon nicht früher erlaubte, die Baronin zu besuchen. Jetzt ist sie gerade bei ihr, sie baut Ihnen gleichsam die Treppen zu Ihrer künftigen Braut. Ich glaube, Sie thäten gut, dem Freiherrn von Rohnhalden Ihre Beziehungen zur Baronin noch zu verschweigen, bis Alles perfekt geworden ist."

Gelassen setzte sich Sombruch dem Schein der größten Undankbarkeit aus, indem er entgegnete:

„Ich denke überhaupt nicht mit dem Freiherrn von Rohnhalden in Verkehr zu treten, so lange ich noch nicht über ganz andere Dinge klar geworden bin."

Der leise und schrille Glockenton ließ sich vernehmen, der für den Hofrath stets die Aufforderung war, den geheimen Eingang zu seinem Kabinet in eigener Person aufzuschließen. Er that es, nachdem er Sombruch gebeten hatte, anwesend zu bleiben.

*

Frau von Montandon hatte sich im Wagen der Baronin bis an die Ecke der Herrengasse bringen lassen und war dort ausgestiegen, um das nahe gelegene Bureau des Hofraths zu Fuße zu erreichen. Als ihr der Hofrath die Thür öffnete, war ihr erstes Wort die Frage nach Sombruch's Anwesenheit. Nach der Bejahung blieb sie in dem boudoirartigen Stübchen stehen, das an das Kabinet stieß, und sagte leise:

„Wissen Sie, Fritz, daß auch der Freiherr von Rohnhalden in der Sache der Scartelli thätig ist?“

„Kein Wort.“

„Der Domherr hat es mir erzählt und ich benützte es, um bei der Baronin auf größte Eile zu bringen. Dieser Pater Hilarius, wie Sie ihn nennen, hat große Verbindungen, er könnte die Sache allein richten und uns den Lohn vom Munde wegnehmen.“

„Was haben Sie aber bei der Baronin ausgerichtet, Leni?“ fragte der Hofrath.

Sie nahm sich nicht Zeit, ihm zu antworten, sondern betrat das Kabinet, wo Sombruch sie mit derselben stolzen Ruhe begrüßte wie das erste Mal. Helene, die ihn nur im Interesse ihres Zweckes betrachtete, war zufrieden mit seinem Aussehen.

„Man sieht ihm den Edelmann schon an,“ dachte sie.

„Hier ist es zum Ersticken!“ sagte sie laut, „es wird auf Kosten des Staates geheizt; die Oefen sind gut kaiserlich, sie glühen für — den Wohlstand der Monarchie. Hier könnten tropische Gewächse gedeihen statt österreichischer Hofräthe, was doch viel schöner wäre.“

Unter diesen Reden hatte sie Hut und Tuch abgelegt, ihren weißen Hals aus der seidenen Bajadère gewickelt und sich müde auf das kleine Kanape geworfen. In der halbliegenden Stellung, die sie angenommen, das Kleid ein wenig emporgezogen, sah sie verführerisch schön aus. Der Hofrath schlug die Augen nieder.

„Wie heißen Sie denn jetzt, Herr ci-devant Sombruch,“ begann sie, nachdem sie sich zurechtgelegt; „ich habe den Hofrath noch nicht darnach gefragt, ich weiß nur, daß Sie irgend einen großen Namen bekommen haben.“

Limbeer und Sombruch hatten sich noch nicht wieder gesetzt; Jener stellte Diesen mit aller Feierlichkeit vor.

„Rohnhalden!“ rief Helene und richtete sich ein wenig auf; „wieder dieser Name, den ich heute

zum ersten Male hörte! Er kommt Ihnen vom Pater Hilarius, nun ich gratulire Ihnen, daß er Sie nicht lieber auch zum Pater gemacht hat. Jetzt sind Sie Kavalier und ich möchte nicht der Mann sein, den Sie hassen. Jetzt stehen Sie auf gleichem Boden mit ihm und können ihn fassen, auch wenn er in Amerika wäre, während er Ihnen früher unerreichbar blieb, auch wenn er neben Ihnen stand."

„Wie ist sein Name?" fragte Sombruch trocken.

Helene lachte so sehr, daß sie dabei wieder in ihre reizende Stellung zurückfiel.

„Sie sind unglaublich naiv," sagte sie, „aber das ist gut, Sie passen dadurch merkwürdig zu Ihrer Zukünftigen, der unschuldigen Baronin."

Sombruch drehte den Stuhl um, hinter dem er stand, und seine Arme mit Nonchalance auf die Lehne desselben stützend, sprach er:

„Madame, meine Frage war nicht so leer, als sie Ihnen vorkam; sie ist von einem Anerbieten begleitet."

„Ah! lassen Sie hören!"

Helene blickte dabei spöttisch und veränderte nicht ihre Lage.

„Ich bin nicht nur zu einem Namen gelangt,"

fuhr er fort, „auch zu einem Vermögen. Vielleicht reicht es aus, um mir, ohne daß ich eine neue Heirath eingehe, zum Besitz der bewußten Briefe zu verhelfen.“

„Charmant!“ rief sie, „das hinge nur von zwei Bedingungen ab, von denen die eine aus der andern folgte.“

Sie nahm, ohne sich zu erheben, eine andere Stellung an und fragte schmachtenden Tones:

„Wie finden Sie mich?“

„Ohne Zweifel, sehr schön.“

„Bezaubernd?“

„Bezaubernd, wenn Sie wollen.“

„Ich bin beschämt. Hofrath, erröthen Sie für mich, ich bin zu müde. Nun hören Sie die Bedingungen: Die erste ist, ich müßte Sie ruiniren, daraus folgt die andere, ich müßte, um dieß zu können, Ihr Herz besitzen.“

„Wozu der Umweg dieser Herzenshingebung? Genügte nicht die direkte Hingebung des — Geldes?“

„Sie sind wieder unglaublich naiv! Sie ruiniren, heißt nicht, Sie um Ihr Vermögen bringen, sondern — um ungefähr dreimal so viel — durch Schulden aufzureiben. Sie werden zugeben, daß

dazu eine gewaltige Leidenschaft von Ihrer Seite nöthig wäre. Können Sie das leisten, Sie, dessen Herz einer Todten gehört? Der Baronin Ambort genügt vollkommen, was Ihnen an Passion, Verve, Lebenslust noch übrig gelassen wurde, denn sie hat nicht viel von Ihnen zu verlangen. Ich aber, die ich mir bei Ihnen ersetzen sollte, was ich für Sie in Paris aufgeben müßte, wenn Frau von Ambort nicht heirathet, — bah! sprechen wir nicht mehr davon! — Und dabei habe ich des lieben Hofraths noch gar nicht gedacht. Wie wollten Sie ihn entschädigen? Sie sind kein Fürst, Herr von Rohnhalden, Sie können kein Kreuz der Ehrenlegion verleihen. Der Mann hat sich um den Staat verdient gemacht, er hat schon fünf Kinder und noch keinen einzigen Orden, und außer seiner Frau nicht das geringste Kreuzchen."

Der Hofrath drohte ihr mit dem Finger, weil er aber wußte, daß Alles, was sie sprach, zu der Angelegenheit gehörte, mit der auch für ihn ein Lebensinteresse verbunden war, wagte er nicht, sie zu unterbrechen.

„Nein, Herr von Rohnhalden," fuhr sie fort, „Sie heirathen Frau von Ambort und können nur an der Hand dieser zweiten Frau die geheime Ge-

schichte Ihrer ersten Frau enthüllen. Wir haben, Herr Limbeer und ich, offenes Spiel mit Ihnen gespielt, die Karten auf den Tisch gelegt. Sie kennen unsere Motive, unsern Eigennutz, unsere Zwecke; Sie werden als ein kluger Mann nur so weit davon Gebrauch machen, als es Ihrer Werbung förderlich sein kann. Das Gelingen derselben ist Ihr eigenes, höchstes Interesse."

„Das ist es," sagte Sombruch gepreßt.

„Ich habe Ihnen vorgebaut. Durch den Hofrath wußte ich, daß Sie ihr, obgleich Sie bisher nur ein Amtsgeschäft bei ihr gehabt, einen sympathischen Eindruck gemacht. Ich habe die Baronin so weit gebracht, daß sie, um die Italiener zu retten, einer Ehe aus Sympathie sich nicht mehr widersetzen wird. Dabei habe ich es sorgfältig vermieden, Ihren Namen zu nennen. Es hätte ja nichts der Männlichkeit Ihres Charakters unvortheilhafter sein können, als wenn gleichsam ein Anderer für Sie geworben hätte und noch dazu eine Frau."

Sie erzählte ausführlich ihre Unterredung mit der Baronin. Dann erhob sie sich und indem sie ihre abgelegten Kleidungsstücke wieder an sich nahm, wendete sie sich zu Sombruch:

„Sie haben nun selbst Ihr Glück zu versuchen. Großmüthig, wie ich für Sie immer disponirt bin, will ich Ihnen ein Pröbchen von Frauenweisheit geben: Es ist möglich, daß die unschuldige Dame, nachdem einmal der Gedanke an's Heirathen wieder in ihr rege gemacht wurde, nicht lange von Ihnen überredet zu werden braucht, um rasch — einen Andern zu nehmen. Das könnte uns hier und der Familie in Paris natürlich ganz gleichgültig sein, da es nur darauf ankommt, die Frau überhaupt wieder unter den Trauhimmel zu bringen. Für Sie bliebe dann freilich unerfüllt, was Sie von mir wünschen. Also, prenez garde! — Hofrath, ich habe meinen Wagen nicht unten und möchte nach Hause."

Limbeer ging nach den Arbeitszimmern, um vom Bureaudiener einen Fiaker holen zu lassen.

Helene streifte inzwischen mit der Spitze eines herabfallenden Bandes das Gesicht Sombruch's.

„Wenn Sie Ihr Ziel verfehlten, wenn Sie Madame Ambort nicht bekämen, trachten Sie nur, daß sie überhaupt heirathet. Ich wäre dann so guter Laune, daß Sie wegen der Briefe Ulrikens bei mir noch immer eine Chance hätten. Ich liebe eine heroische, starke That, und Sie glauben einer

schwachen Frau gar nicht, wie — schwach sie sein kann. Es käme nur auf die Umstände an.“

Als der Hofrath zurückkehrte, nahm Sombruch mit ziemlich trockenen Worten Abschied. Wäre ihm noch ein Beweis für die Umwandlung seines Geschickes nöthig gewesen, so hätte er ihn darin gefunden, daß sein ehemaliger Chef ihn einige Schritte hinausbegleitete.

Im Durchschreiten des Bureau wurde Sombruch vom Rath Senfthuber beglückwünscht:

„Ich weiß schon Alles. Sie haben den Adel bekommen und sind Hausbesitzer geworden. Freut mich sehr! Habe ich nicht Recht gehabt? Bei uns geschieht nichts, was einem richtig denkenden Menschen am nächsten zu liegen scheint, aber Alles ist bei uns möglich, woran kein Mensch denkt. Sie haben halt auch irgendwo einen Glasermeister, gelt? Empfehle mich Ihnen, Herr von Rohnhalden.“

Vierzehntes Kapitel.

Täglich kam eine große Anzahl von Briefen in das Haus auf der Löwelbastei. Der überwiegend stärkste Theil derselben enthielt Bittgesuche, mit denen die als ungewöhnlich wohlthätig bekannte Frau von allen Seiten, auf denen das Lebenselend sich angesiedelt hat und deren es so viele gibt, unausgesetzt überhäuft wurde. Kaspar hatte sich eine besondere Uebung im Sortiren angeeignet und glaubte darin unfehlbar zu sein. Er unterschied auf den ersten Blick nach dem Aeußern der Briefe, nach ihren Physiognomieen, ob sie aus den geselligen Kreisen stammten, in welchen die Baronin ihr Vergnügen fand, oder aus den Schichten, wo sie ihre Wohlthaten übte. Die der erstern Sorte überbrachte Kaspar natürlich sogleich nach ihrem Eintreffen seiner Herrin; die der letztern Sorte wur-

den von ihm sorgsam in einem Depot verwahrt und von der Empfängerin an einem bestimmten Tag sorgsam gelesen.

Kaspar nannte die Bittschreiben nie anders als „Geldbriefe" und es konnte ihm nicht beigebracht werden, daß sich mit dieser Bezeichnung der Begriff des Empfangens und nicht der des Gebens zu verbinden pflegte, weil er nicht glauben wollte, daß die Post jemals Geld in das Haus brachte.

Der Tag zum Lesen der „Geldbriefe" war wieder gekommen. In dem zierlichen Stübchen, in welchem Cornelia sich erholt hatte und wohin sich die Baronin gerne zurückzog, so oft es ihr vergönnt war, allein zu bleiben, setzte sie sich an ihren Schreibtisch, dessen hervorragendster Schmuck ein in einem Stehrahmen aufgestelltes Porträt war, von der Hand des damals in Wien hochberühmten Miniaturmalers Daffinger. Es zeigte das Antlitz einer Dame mit der überladenen Coiffüre, die im vorigen Jahrhundert üblich war. Die auffallend schönen Züge glichen einigermaßen denen der Baronin, nur daß die letzteren, von geringerer klassischer Schönheit, mehr Leben und Geist verriethen.

Hertha nahm die Bittschreiben vor. Sie hatte sich es zum Gesetz gemacht, niemals, wie es sonst

bei Briefen von unbekannter Hand unwillkürlich geschieht, zuerst nach der Unterschrift zu blicken; Name, Stand und sonstige damit verbundene Angaben sollten keinen Einfluß gewinnen auf den ersten Eindruck, den sie von den ihr vorgebrachten Klagen und Bitten empfing. Als sie aber bei Eröffnung eines der Briefe die Ansprache fand: „Liebe Tante!“ erschrak sie, fürchtend, ein naher Verwandter wäre in Noth gekommen, und sah nach der Unterschrift. Sie lautete: Heribert von Horstell.

In der ersten Ueberraschung ließ sie Kaspar kommen, damit er ihr eine Erklärung des Umstandes gebe, als ob die einfache Thatsache, daß er sich geirrt hätte, bei seiner Unfehlbarkeit gar nicht möglich gewesen wäre.

„Wie kommt denn der Brief unter diese? Und nach dem Datum ist er schon lang im Haus!“

Kaspar, aus einem norddeutschen Dorf gebürtig und deßhalb mit dem wiener Deutsch in einem beständigen Kampfe, vor dem er sich selbst fürchtete, hatte sich in Folge dessen ein möglichst kurzes Sprechen angewöhnt.

Er bat, den Brief von außen besehen zu dürfen und sagte dann:

„Steht ja darauf ‚dringend‘. Beweis, daß gar keine Eile hat; Beweis, daß Geldbrief.“

„Sind das alle Gründe dafür, daß mir der Brief nicht gleich gebracht wurde? Schaut's! da hat sich der Kaspar auf einmal geirrt. Künftig muß ich doch manchmal selbst zusehen.“

„Bitte, haben Frau Baronin Brief schon gelesen?“

„Nein.“

„Nun, dann noch möglich, daß Geldbrief.“

Die Baronin lachte über diese Voraussetzung.

„Es ist gut.“

Kaspar ging.

Sie las:

„Liebe Tante!

„Ich war sehr erfreut, von Ihnen einen Brief erhalten zu haben. Es thut mir aber sehr leid, daß ich nicht gleich zu Ihnen kommen kann. Mündlich könnte ich Ihnen besser ausdrücken, was mir auf dem Herzen liegt. Ich bin ein Mann der Praxis und finde mich mit der Feder nicht so zurecht, daß nicht das Beste auf der Zunge zurückbliebe. Vor Allem aber will ich davon sprechen, was Ihnen, wie mir scheint, das Wichtigste ist.

„Es hat mich sehr erschreckt und betrübt, aus

Ihrem Briefe zu erfahren, daß die wunderschöne junge Frau Ulrike Sombruch so plötzlich gestorben ist. Um aber immer die Wahrheit zu sagen, so habe ich das Traurige dieses Falles erst empfunden, nachdem ich über das, was Sie mir in meiner Angelegenheit mit Cornelia mitgetheilt haben, in's Klare gekommen bin. Genug aber, es ist schrecklich bei solcher Jugend und Schönheit.

„Nun kann ich Ihnen aber die heilige Versicherung geben als Ehrenmann und als Edelmann, daß ich die arme Ulrike nur ein einziges Mal in meinem Leben gesprochen habe und nur ungefähr eine Viertelstunde lang und nur in der Kirche, in der wiener Stephanskirche. Was ich ihr zu sagen gehabt habe, ist mich gar nichts angegangen, es war nur ein Auftrag, den ich Ihnen aber nicht verrathen kann, weil es mehr als ein Geheimniß ist. Weiter habe ich nichts mit ihr zu thun bekommen und auch nicht mit Anderen von ihr gesprochen. Von einer Perlenschnur weiß ich nichts. Und das ist die Wahrheit. Die arme Seele ist jetzt im Himmel. Möge ihr Gott den ewigen Frieden geben. Amen!

„Ich kann Ihnen, wie gesagt, nicht ausdrücken, wie unglücklich ich bin wegen Cornelia. Ich liebe

das Mädchen mit aller Kraft meines Gemüthes, so daß ich im Anfang ganz erfreut und selig war, weil Sie, liebe Tante, mir geschrieben haben, daß ich wahrscheinlich keinen Nebenbuhler habe und daß Sie uns wieder zusammenbringen wollen. Aber ich sterbe vor Sehnsucht nach Cornelia, besonders jetzt, wo sie in Sorgen und Kummer ist und ich ihr vielleicht doch ein wenig beistehen könnte, ich weiß sie so nahe in Wien, aber ich muß mich zurückhalten. Denn nicht nur, weil ich ihr versprochen habe, mich ihr nicht zu nähern, so lange sie mich nicht dazu auffordert, sondern eine gute Freundin von mir hat auch recht, es würde mich bei Cornelia selbst herabsetzen, wenn ich ihr zeigen thäte, wie ungeheuer gern ich wieder bei ihr wäre, bevor sie mir nicht ihre Treulosigkeit ganz deutlich erklärt hat. Zum Fest des Barons Hügel komme ich aber ohnehin nach Wien. Vielleicht können Sie bis dahin, in sechs Wochen, Alles in Ordnung bringen. Gewiß thun Sie das, liebe gute Tante. Somit verbleibe ich und zeichne mich Ihr dankbarer und anhänglicher Heribert von Horstell."

Die Baronin legte den Brief zur Seite und überließ sich, nachdenkend, unwillkürlich den Betrachtungen, die er erregte. Er war schon einen

Monat und darüber alt; so lange hatte sie die Bittschreiben nicht durchgesehen, weil sie die früheren einigermaßen erledigt haben wollte, eh sie sich mit neuen Geschäften dieser Art belud. Der Brief war unbeholfen im Styl und der Ausdrucksweise, sie erfuhr jedoch nicht zum ersten Male, daß Menschen, deren Beruf nicht einen häufigen Gebrauch der Feder bedingt und deren Bildung nicht in der geistigen Entwicklung ihren Schwerpunkt hatte, in der mündlichen Rede oft nichts zu wünschen übrig lassen, schriftlich aber ein hemmendes Ungeschick nicht los werden können. Schon die Handschrift Heribert's verrieth geringe Uebung, was wohl Kaspar veranlaßt haben mochte, dem Brief einen Ursprung aus untergeordneten Kreisen der Bevölkerung beizumessen. Hingegen empfand die Baronin jedes Wort des Briefes als Ausdruck ungeschmeicheltster Wahrheit, und sie dachte eben daran, welche Gründe Sombruch bestimmt haben mochten, sich nicht lange schon nach der Antwort des Grafen zu erkundigen, als man den ehemaligen Sicherheitskommissär bei ihr meldete.

Sie wollte den mild beleuchteten und behaglich erwärmten Raum nicht mit dem Salon vertauschen und ließ Sombruch in das Stübchen bescheiden,

indem sie zugleich einen zweiten Fauteuil an den Schreibtisch rücken ließ.

Sombruch hatte ein etwas verändertes Aussehen. Er war vornehmer gekleidet, als da er das erste Mal, in amtlicher Eigenschaft, erschienen war. Eine gewisse Befangenheit, durch das Bewußtsein der Intention erregt, die ihn hieher geführt, überwand er vorerst noch durch gleichgültige Reden.

Er bewunderte das Frauenporträt auf dem Schreibtisch als Kunstwerk und erkannte es sogleich als eine Leistung Daffinger's.

„Es ist das Bild meiner seligen Mutter," sagte die Baronin, „und nicht nach dem Leben gemalt, sondern eine Kopie. Zum Original, auch Miniatur, saß meine Mutter, als sie im ersten Jahr ihrer Ehe in Paris war, einem berühmten Maler. Sie war längst nicht mehr, als ich heirathete. Ich nahm das Original meinem Vater weg und brachte es nach Wien mit. Ich mußte es ihm aber auf sein dringendes Verlangen zurückstellen; natürlich ließ ich es früher kopiren. Merkwürdigerweise fand sich das Original nach dem Tode meines Vaters nicht mehr vor. Ich dachte oft, der treue Gatte hätte es heimlich in's Grab mitgenommen."

Sombruch blickte düster vor sich hin, als hätte ihn die Erwähnung treuer Gattenliebe an der wundesten Stelle berührt.

„Ah!“ rief die Baronin, „verzeihen Sie! Man spricht oft so unbedacht in's Blaue, wo man vorsichtig schonen sollte. Ich begreife um so weniger, wie ich das übersehen konnte, als ich mir ja Ihren Besuch nur durch Ihre traurige Angelegenheit erklären kann. Sie wollen wissen, ob Antwort vom Grafen Horstell eingetroffen? Nun, Sie sind wenigstens Philosoph, daß Sie sich mit der Erkundigung so lange gedulden konnten.“

„Graf Horstell ist gewohnt, zu beichten,“ erwiederte Sombruch finster, „aber nicht gewohnt, Frauen zu beichten; von dieser Seite und in dieser Art erwarte ich mir keinen genügenden Aufschluß. Dennoch habe ich alle Ursache, Ihnen dankbar zu sein, gnädige Frau, nicht bloß für die gute Absicht und die viele Mühe, vielleicht auch für die Sache. Einem Menschenforscher von Profession können auch unbedeutende Angaben wichtig sein.“

„Lesen Sie!“ sagte die Baronin und reichte ihm den Brief Heribert's, ohne ein Wort hinzuzufügen, um mit ihrer Meinung seinem unbefangenen Eindruck nicht zuvor zu kommen.

Er las und gab den Brief zurück, ohne daß sich seine Miene veränderte.

„Sie sagen nichts?"

„Es ist wie ich erwartet habe; der Brief enthält nichts, was mir ein sicherer Anhaltspunkt wäre."

„Gerade, was er nicht enthält," rief die Baronin lebhaft, „muß Ihnen wichtig sein, die Wahrheit nämlich, daß der Graf nichts zu bekennen hat, daß Sie ihn nicht mit Recht verdächtigen. Geht Ihnen diese Ueberzeugung nicht sonnenklar aus seinen Worten hervor?"

„Wäre dem auch so — um so schlimmer! Es bleibt mir dann nur der andere Weg, um zum Ziele zu gelangen."

Sombruch veränderte nach diesen Worten Ton und Miene. Scheinbar viel gleichgültiger fragte er, ob ihr das Schicksal der Scartelli jetzt weniger Kummer verursache als früher.

„Ach, mehr als je!" rief sie, hielt aber plötzlich ein wenig verlegen inne.

Er lächelte.

„Sie brauchen sich nicht mit einer Erklärung zu bemühen, Frau Baronin, ich bin von der Sachlage auf das Genaueste unterrichtet."

Sie sah ihm betroffen eine Weile in's Gesicht.

„Mein Gott!“ rief sie dann mit spöttischem Mund, aber finster zusammengezogenen Brauen, „Sie sind am Ende als amtliche Person hier? Hofrath Limbeer will mich durch Vermittlung seines Kommissärs mit irgend einem Unbekannten seiner Wahl polizeilich verloben?“

„Sie thun dem Hofrath dießmal sehr Unrecht, Frau Baronin, ich komme nicht in seinem Auftrag, schon deßhalb nicht, weil ich den Dienst ganz verlassen habe. Ich komme aus eigener Initiative, um Ihnen Hülfe zu bieten.“

„Hülfe?“

„Ja wohl. Sie sind von Ihrem Mitgefühl für die schöne Florentinerin zum Aeußersten getrieben worden, zum Aufgeben eines prinzipiellen Widerstandes, zum Entschluß, Ihre eigene Zukunft, Ihre eigene Person für die Rettung einzusetzen. Ich darf annehmen, daß Frau von Montandon in dieser Beziehung die Wahrheit gesprochen hat.“

Das Schweigen der Baronin war für Sombruch die Bejahung dieser Annahme.

„Ihr Schützling ist in Gefahr. Sie werden einem Manne, der in den Gang solcher Untersuchungen eingeweiht ist, wohl glauben, wenn er Ihnen versichert, daß der Wetterstrahl jeden Augen-

blick niederfahren kann. Der Hofrath muß handeln, sobald Instruktionen von den italienischen Gerichten kommen. Wie er selbst zu Ihnen gesagt, er könnte in der Sache nichts thun, höchstens eine mildere Form der Verhaftung finden. Andererseits ist es auch vollkommene Wahrheit, daß die Fäden der Angelegenheit von London und Paris aus dirigirt werden, und in so viel Zeit, als die Gesandtschaftskuriere brauchen, um hin und zurück zu gehen, kann der Auftrag nach Wien kommen, daß Alles zu sistiren sei. Wir leben in einer Epoche, in der die Regierungszustände in Europa durch Triebfedern sich bewegen, die aus den Privatinteressen der Mächtigen gezogen sind. Der Befehl würde nach Wien gelangen, mit Allem inne zu halten, als Antwort auf die nach Paris gelangte Nachricht — Ihrer Verlobung."

„Welche Situation!" rief die Baronin, die ganz bleich geworden war; „mit den zartesten Beziehungen des Weibes bin ich gleichsam in die Oeffentlichkeit hinausgestellt."

„Darum eben biete ich Ihnen Hülfe an. Man war in Paris glücklich, als Ihr leidenschaftlicher Antheil an den zwei politisch Verfolgten dahin gemeldet wurde, man hatte damit einen Punkt ge=

funden, von dem aus Ihre Entschlüsse zu lenken waren. Wahren Sie nun wenigstens den Schein der Freiheit. Handeln Sie rasch und geben Sie nicht das Schauspiel, Sie kämpfen und leiden zu sehen. Sie stehen vor der Alternative: Sie überlassen die Italiener ihrem Schicksal — und dann habe ich nichts mehr zu sagen; oder Sie nehmen ohne Zögerung die Hand an, die sich Ihnen darbietet."

„Wessen Hand?"

Sombruch besann sich einen Augenblick, dann sprach er, nicht ohne daß sich sein bisher so ruhiges Wesen von einer Bewegung ergriffen zeigte:

„Ein Mann von dreißig Jahren, der den Adel und ein beträchtliches Vermögen besitzt, der Sie hochschätzt, trachtet nach Ihrer Hand."

„Sein Name?"

„Von Rohnhalden."

Die Baronin sann nach. Der Name klang ihr ebenso fremd als bekannt. Dunkel erinnerte sie sich, ihn schon vernommen zu haben, ohne ihm eine bestimmte Stelle in ihrem Gedächtniß geben zu können.

„Ich entsinne mich nicht," sagte sie endlich, „Jemanden, der diesen Namen trägt, zu kennen.

Und Sie wissen wohl auch Aufschluß zu geben über seinen Charakter, seine Art?"

„Er sitzt vor Ihnen."

„Herr Sombruch!"

„Rohnhalden, bitte ich."

Und nun entrollte er ein Bild seines Lebens. Er erzählte, daß er seiner Mutter, der Frau des Wachtmeisters Sombruch, keine Erinnerung widmete, da sie schon während seiner ersten Lebensjahre gestorben war; daß er auch für den Wachtmeister, der jetzt ruhig von einer Pension in einem kleinen mährischen Städtchen lebte, gerade keine kindliche Dankbarkeit hegte, da sich derselbe niemals mit ihm beschäftigt hatte; daß er seine Erziehung, seine Bildung und sein Fortkommen ausschließlich dem Pater Hilarius verdankte. Ueber seinen Zusammenhang mit dem Pater gab er Aufschluß in zart verhüllenden Angaben, die aber deutlich genug waren, um über die Natur des Verhältnisses keinen Zweifel zu lassen. Er verschwieg nicht, daß seine früh verstorbene Mutter, eine Bauerntochter, den Ruf großer Schönheit in ihrer Heimat besessen und daß ihr baldiger Tod von Einfluß gewesen zu sein schien auf den Entschluß des Freiherrn von Rohnhalden, damals General, sich plötzlich dem Kloster-

leben zu widmen. Auch von dem Zerwürfniß mit ihm in Folge der Verheirathung mit Ulrike sprach er, endlich auch von der großmüthigen und großartigen Freigebigkeit, welche die demüthige gesellschaftliche Stellung des jungen Mannes mit einem Schlag in eine glänzende verwandelte und ihn für den unendlich schmerzlichen Verlust der geliebten Frau entschädigen sollte.

„Eine geliebte Frau, mit unendlichem Schmerz verloren!“ rief die Baronin, „und das sagen Sie in demselben Augenblick, in welchem Sie an dem noch frischen Grab dieser geliebten Frau um die Hand einer Andern zu werben gedenken.“

„Ich will lernen, sie ewig zu lieben oder ewig zu verabscheuen,“ stieß Rohnhalden unwillkürlich heraus; „ich will, wenn sie schuldig war, noch die Todte bestrafen, indem ich Rache an dem Mitschuldigen nehme; wenn sie aber unschuldig war, was ich nicht mehr zu glauben vermag, dann wird sie den Preis verzeihen, um welchen es mir allein möglich war, ihr Andenken in meiner Seele wieder vollkommen zu reinigen.“

„Ich bin also ein Preis, ein Mittel!“ rief die Baronin, „doch wie könnte ich darüber zürnen, nachdem ich mir selbst untreu geworden bin, nach-

dem ich die Möglichkeit einer Verbindung zugestanden habe, die ihren Zweck nicht in sich selbst hat. Aber, Herr von Rohnhalden, Eins habe ich mir ausdrücklich vorbehalten; kein fremder Zweck allein soll mich bestimmen dürfen, wenn nicht eine wahre und aufrichtige Sympathie mich dazu überredet. Und weil Sie sich durch die Wuth und den Grimm, womit Sie eine Todte verfolgen, um diese Sympathie bringen, so darf ich Ihnen das Geständniß machen, daß Sie unter anderen Umständen sie gewonnen hätten. Jetzt ist es damit zu Ende."

„Frau Baronin," sagte Rohnhalden mit Eifer, unwillkürlich erfreut darüber, daß er bei ihr nicht positive Abneigung erregt hatte; „kann Ihr edles Herz ein Streben verdammen, das nichts weiter will als Gerechtigkeit? Kann man zufrieden leben mit dem Bewußtsein, daß ein Verbrechen auf Erden ungesühnt blieb, auch wenn man durch das Verbrechen nicht selbst beschädigt wurde?"

„Das sagt der Sicherheitskommissär! Ich kann mich auf Erörterung philosophischer Maximen nicht einlassen. Ein Frauenherz fühlt auch hierin das Richtige, und wenn eine Frauenzunge es ausspricht, so wird es das Unrichtige. Ich halte mich an den einzelnen Fall. Zuerst: was berechtigt Sie,

überhaupt eine Schuld der armen Frau vorauszusetzen? Sie haben sich eben aus diesem Brief überzeugt, daß der Verdacht, den Sie auf den jungen Grafen Horstell werfen, nichtig war."

Rohnhalden, statt sogleich zu antworten, zog die mitgebrachte Perlenschnur hervor und fragte die Baronin, ob ihr dieser oder ein gleicher Schmuck bei den Frauen der wiener Gesellschaft vor die Augen gekommen sei, etwa bei der Gräfin von Traun.

„Nein," erwiederte sie, „auch sehen sich Perlen so ähnlich, daß man nichts sagen kann; an dem Fermoir hat man kein Erkennungszeichen, weil man es gewöhnlich nicht genug in's Auge faßt. Die Perlen sind sehr kostbar und schön, das ist wahr; man glaubt, sie müßten auf den ersten Blick als echt zu erkennen sein. Aber mein Gott, wie viele Schicksale und Kombinationen gibt es nicht in dieser Welt, wodurch eine brave Frau auf ganz unschuldige Art in den Besitz eines solchen Gutes gekommen sein kann!"

Er erzählte ihr nun seine Unterredung mit Frau von Montandon, wodurch ihr auch das Motiv seiner Werbung um ihre Hand erst völlig klar wurde. Auf das uneigennützige Gemüth der Ba-

ronin machte in diesem Augenblicke der Umstand, daß sie den Preis eines Handels abgeben sollte, weniger Eindruck, als die Ueberzeugung von der Schuld Ulriken's, sonnenklar aus dem Briefe hervorgehend, den die Französin dem unglücklichen Wittwer mitgetheilt hatte. Hertha war betroffen, sie senkte das Haupt, sie schämte sich fast, in ihrem Glauben an die Tugend eines weiblichen Wesens, wenn dieses für sie auch niemals lebendig gewesen, getäuscht worden zu sein. Dennoch konnte sie sich nicht ganz für überwunden, nicht jeden Zweifel für besiegt erachten; sie rang nach Anhaltspunkten, ihre gute Meinung wieder herstellen zu können.

„Begreifen Sie nun, Frau Baronin," sagte Rohnhalden, „daß man nicht ruht und nicht rastet, bevor man einer solchen Geschichte auf den Grund sehen kann? Daß man jede tröstliche Erwartung aufgeben muß, die Frau, die solche Worte schrieb, unschuldig zu finden?"

„Ich bekenne Ihnen, die Worte fallen nur deßhalb für mich so schwer in's Gewicht, weil sie — an eine Montandon gerichtet sind."

„Das war auch das Erste, was mich schaudern machte," rief er lebhaft; „vielleicht könnte man sich die Versuchung, der die Unglückliche unterlag, von

edlerer Art denken, wenn nicht solche Hände dabei im Spiele gewesen wären."

„Und gäbe es kein anderes Mittel, Klarheit zu gewinnen, keinen andern Preis, der Französin die Briefschaften abzunehmen, abzukaufen?"

„Schwerlich, ja gewiß nicht. Ich habe ihr viel geboten — umsonst! Die Vortheile, die ihr und ihrem Gönner Limbeer von Paris aus zugesagt sind, wenn es gelingt, die Konsequenzen Ihrer Wiedervermählung zu ernten, sind von mir nicht aufzuwiegen."

„Ihre Ulrike ist todt. An Ihrer Stelle würfe ich die ganze unselige Vergangenheit aus dem Gedächtniß und aus dem Herzen, viel lieber, als daß ich um der Rache willen den Zwecken einer Montandon diente. Ich bin keine Frömmlerin, aber ich glaube an das Wort: ‚Mein ist die Rache, spricht der Herr!' Mag die Unglückliche schuldig gewesen sein — so lang sie existirte, hat sie Ihnen das Leben unsäglich verschönert. Errichten Sie neben ihrem Grab ein zweites, worin Sie alle Ihre bösen Gedanken und Ihren Rachedurst für ewig verschließen."

„Das würde ich thun, wenn ich Ulrike nicht geliebt hätte. Glauben Sie ja nicht, Frau Ba-

ronin, daß bloß Zorn und Sucht nach Vergeltung mich leiten. Pflicht und Gerechtigkeit gegen Ulrike selbst zwingen mich, da ich sie nicht vergessen kann, die Möglichkeit zu erforschen, ihrer in Liebe weiter zu gedenken."

„Und diese Liebe wollen Sie dadurch bethätigen, daß Sie nach einer andern Frau trachten, die Ihnen noch dazu ganz fremd und gleichgültig ist?"

„Dem ist nicht so, Frau Baronin. Sie sind als wohlthätig bekannt, vielleicht sind Sie es aber am meisten durch dasjenige, was Sie geben, ohne es zu wissen. Schon als ich das erste Mal hier war, haben Sie mir eine Wohlthat erwiesen, ohne es zu ahnen. Es war am Begräbnißtag meines Weibes, zugleich der Entdeckungstag der Schuld. Ich war gedrückt und elend gekommen als der geplagte Diener einer grausamen Amtspflicht, und Sie gaben mir, was mir im Menschengetriebe immer gefehlt hatte und was ich im Amte gar nicht haben durfte: Sie flößten mir Vertrauen ein. Das hat sich mit der Stärke der Freundschaft in meine Seele eingeschrieben. Glauben Sie mir."

Er schwieg eine Weile. Sie sah ihm frei und unbefangen in die Augen. Er fuhr fort:

„Ich weiß wohl, daß ein Gefühl der Freundschaft noch nicht dazu berechtigt, um Ihre Hand zu werben. Allein ich bedenke, daß Sie bisher wärmeren Gefühlen, die sich Ihnen im Laufe der Jahre ohne Zweifel darboten, absichtlich aus dem Wege gingen. Ich sage mir, daß wenn Sie einen Mann meiner Denkungsweise, meiner Schicksale wählen, die Ehe an Ihrem gewohnten Leben im Grunde nichts verändern würde. Ich meine endlich, daß in solcher Gestalt das Opfer nicht zu schwer wäre, das Sie dem wahrhaft herzergreifenden Unglück der italienischen Familie brächten. Nehmen Sie meine Hand an.“

Die Baronin senkte die Augen und schwieg lange. Wie der Mann vor ihr die Dinge betrachtete, stimmten sie wunderbar gut und soweit es bei ihrer Abneigung gegen eine Veränderung ihres Lebens überhaupt möglich war, zu ihren Empfindungen. Dazu kam, daß die Sympathie, die er ihr gleich bei der ersten Begegnung abgewonnen hatte, ungeschwächt fortdauerte.

Sie erhob endlich die Augen, sah ihn einen Moment durchdringend an und warf dann einen Blick auf die Pendüle.

„Mein Freund Trogau,“ sagte sie, „wird wohl

schon auf seinem gewohnten Platze sein. Kommen Sie mit mir zu ihm. Er ist mein erster Rathgeber. Bisher verschonte ich ihn mit der ganzen Angelegenheit. Jetzt will ich ihm in Ihrer Gegenwart Alles zur Erwägung geben."

Rohnhalden folgte ihr in das Zimmer, in welchem Trogau bereits wartete.

Oft genug war es geschehen, daß er die abendliche Gesellschaft seiner Freundin mit anderen Besuchen hatte theilen müssen. Immer aber waren es Personen gewesen, die er kannte und schätzte und die von der Baronin durch Freundschaft oder Vertrauen ausgezeichnet wurden. Beim Erscheinen fremderer Besuche hatte die Baronin den Empfang nach einem andern Salon verlegt und Trogau einstweilen seiner Theaterzeitung überlassen.

Groß und unangenehm war daher sein Befremden beim Anblick des Eintretenden. Nach der Vorstellung und Begrüßung erklärte Rohnhalden, wenn auch nur in flüchtigen Worten, seinen Namens- und Standeswechsel und daß er seine amtliche Thätigkeit aufgegeben. Daran schloß die Baronin die Mittheilung der traurigen Lage, in welche Scartelli und seine Enkelin gerathen waren, und ohne das Geheimniß Rohnhalden's in Be-

ziehung auf Ulrike im Geringsten zu berühren, verdeutlichte sie dem alten Freunde den Zusammenhang, durch welchen eine Rettung der Italiener möglich wäre. Sie endete mit den Worten:

„Meine Heirath brächte mein ganzes Vermögen bis auf einen unbedeutenden Rest in die Hände meines Schwiegersohnes. Um diesen Preis hätte er den Willen, die Befreiung Ottavio Scartelli's zu bewirken, wie er als Neffe des Grafen Flahault die Macht dazu hat. Zu diesem Zweck bietet mir Herr von Rohnhalden seine Hand an. Sie wissen nur zu gut, mein theurer Trogau, welche Abneigung ich seit Jahren Anerbietungen dieser Art entgegensetzte. Sie kennen aber auch meine Schwäche jedem Unglück gegenüber; Sie kennen noch besser den Schmerz, der wie ein Krebs an meiner Seele frißt: Diejenigen, die mir die Nächsten sind und die Geliebtesten sein sollten, mit häßlicher Gier auf meinen armseligen Besitz lauern zu wissen. Das Beste wäre, ihnen den Bettel hinzuwerfen und meiner Seele Ruhe zu verschaffen. Dieß, verbunden mit der Neigung, einer unglücklichen Familie zum Heil zu werden, läßt mich der Werbung des Herrn von Rohnhalden beistimmen, wenn Sie, mein theurer Freund, ohne dessen

Billigung ich nichts im Leben unternehmen will, den Plan gutheißen."

Die Wirkung dieser Worte war eine erschreckende, selbst für das Auge des jungen, fremden Mannes. Herr von Trogau wurde bleich wie der Tod und blieb eine Weile sprachlos. Dann stammelte er mehr als er sprach:

„Und ich? Ihre Schwäche dem Unglück gegenüber hört auf — bei mir?"

„Ach, geliebter Freund," rief die Baronin, „wie könnte ich Sie in Ihren alten Tagen allen Ihren theuren Lebensgewohnheiten entreißen! Wie könnte ich Ihnen die Sorge für ein besitzloses Weib aufbürden? Meine Verbindung mit Herrn von Rohnhalden würde nichts in unserem Verkehr ändern."

„Nichts als das letzte Glück, das ich bei Ihnen gefunden habe. Mein ganzes Leben war nichts weiter als ein langes Verzichten auf Sie. Meine Existenz habe ich in dem Trost konzentrirt, daß Sie, wenn nicht mein, auch keines Andern sind. Das war meine einzige Lebenslust, meine einzige Lebensluft. Jetzt soll sich ein Dritter zwischen uns stellen, die mir versagte Liebe und Zärtlichkeit Ihnen abgewinnen und räuberisch in Alles eingreifen, was mich am Leben erhält. Und wofür?

Lieben Sie ihn? Nein! Es ist also nicht Ihr Glück, es ist das Glück wildfremder Menschen, dem ich geopfert werde!"

Er war aufgestanden und lief jetzt, die Hände ringend, im Zimmer hin und her.

Leise sagte die Baronin zu Rohnhalden:

„Sie sehen, es geht nicht, der Freund steht mir näher als Cornelia. Wir müssen den Plan aufgeben. Alles ist verloren."

Sie war im Begriff, den Verzweifelten durch die Mittheilung zu beruhigen, daß sie dem Projekt entsage, als Kaspar erschien und die Bitte Scartelli's und seiner Enkelin meldete, die Baronin sogleich sprechen zu dürfen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Hausfrau ging den Angemeldeten entgegen. Sie dachte, daß Wichtiges sich ereignet haben müßte, da beide Unglücklichen nicht in der Lage sein konnten, einen geselligen Abendbesuch abzustatten.

Auf die Frage der Baronin, ob sie mit ihr allein sprechen oder an der Gesellschaft zweier ihrer Freunde Antheil nehmen wollten, erwiederte der greise Scartelli, daß was ihn und seine Enkelin betroffen, sich nicht mehr in Geheimniß zu hüllen brauche, sie wären nur gekommen, um von der edlen Frau Abschied zu nehmen.

So wenig Anhaltspunkte dazu vorhanden waren, — die Baronin glaubte diese Worte für die Anzeige einer günstigen Wendung halten zu dürfen. Konnten die stets von der Behörde Bewachten von Wien abreisen, dann mußte die Ver-

folgung aufgehört oder sich mindestens gemildert haben. Erfreut führte sie Beide in den kleinen Salon, aus dem sie eben gekommen war, stellte sie den Herren vor und zog Cornelia zu sich auf das Sopha, während der Greis zwischen Trogau, der sich mühsam wieder gesammelt hatte, und Rohnhalden, der mit Interesse auf die ihm so oft Genannten und bisher Unbekannten blickte, Platz nahm.

Jetzt erst fiel der Baronin die tiefe Niedergeschlagenheit und die erschreckende Blässe Cornelia's auf.

„Was haben Sie?" fragte sie bestürzt.

Der Greis antwortete an ihrer Stelle:

„Wir haben Jedes eine Vorladung vor das Kriminalgericht für morgen Vormittag um zehn Uhr erhalten."

Tiefes Schweigen trat ein.

In dem historisch gewordenen, also jetzt auf ähnliche Weise nicht mehr vorhandenen Oesterreich jener Tage gab es nichts, was selbst dem schlichtesten Bürger, dem völlig Unschuldigen mehr Angst und Entsetzen erregen konnte, als eine gerichtliche oder polizeiliche Vorladung, eine sogenannte „Zustellung". Alles konnte daraus hervorgehen, was schrecklich war, Untersuchung, Anklage, Verurtheilung

und Gefangenschaft, ohne daß im Bereich der damaligen Gesetzgebung Mittel und Wege der Abwehr oder der Rettung zu finden gewesen wären.

Vielleicht hat nichts zum Untergang des vormärzlichen Oesterreich so mächtig beigetragen, als die Heimlichkeit und Willkür des gerichtlichen Verfahrens, weil nichts mit gleicher Stärke in das Volksbewußtsein hatte dringen können, als die Beängstigungen und Nachtheile, die aus jenem Verfahren entsprangen. Was war dem Volk die Hemmung des Geisteslebens und der Mangel jeder repräsentativen Theilnahme an der Staatsgewalt? Entbehrung von Dingen, denen sich sein Verständniß niemals erschlossen hatte, konnte ihm nicht fühlbar werden. Hingegen lauerten die Schrecknisse des polizeilichen Willkürregiments an allen Ecken und Enden, auf den Straßen und im Familienkreise, und zwar in der sichtbaren Gestalt der Mouchards, für welche die bittere Verachtung des Volkes verschiedene Namen ersann: „Vertraute", „Spitzl", „Noderer". Wer eine „Zustellung" empfing auf grobem Papier in noch gröberen Worten, der wußte sich von einem jener Geheimdiener der heiligen Hermandad „angegeben", und fühlte er sich noch so schuldlos, er durchspähte seine Erinne-

rungen nach Allem, was er je gethan, gesagt und — gedacht hatte.

Wie war nun erst bei einer Vorladung die Empfindung Dessen, der sich verdächtig wußte, den unbeugsamen Regierungsgrundsätzen der damaligen Zeit die strikte Observanz gebrochen zu haben, namentlich aber dem unausgesprochenen und ausschließlich herrschenden: Alles öffentliche Leben sei Ruhe und Gemüthlichkeit! Wie mußte Denjenigen zu Muthe sein, die an einen notorischen politischen Uebelthäter des Auslandes durch Verwandtschaftsbande geknüpft waren?

Rohnhalden nahm zuerst das Wort:

„Ich bin mit solchen Dingen vertraut. Lassen Sie mich einen Blick auf die Vorladungen werfen.“

Er gab die ihm von Scartelli Dargereichten schweigend zurück.

„Ihr Schweigen bedeutet also,“ sagte der Greis, „daß ich richtig vermuthe?“

„Es ist eine Verhaftung in milder Form,“ ergänzte Rohnhalden; „man wird Sie, nachdem Sie sich an dem bezeichneten Ort eingefunden haben, nicht mehr nach Hause zurückkehren lassen. Ich will es Ihnen nicht verhehlen, weil Sie vielleicht Vorkehrungen zu treffen haben.“

„Die sind getroffen," sprach der Greis mit einer gewissen Feierlichkeit; „unser Leben ist abgeschlossen, auch das dieses jungen Geschöpfes hier, deßhalb sind wir gekommen. Wir wollen von Ihnen, verehrte Frau, einen letzten Abschied nehmen."

„Um Gottes willen!" rief die Baronin entsetzt, „was haben Sie denn im Sinne?"

„Was mich betrifft," entgegnete der Alte, „so habe ich nichts im Sinne. Ich übergebe mich ruhig und gelassen dem Strom des Verhängnisses. Am Rand des Grabes gibt man den Widerstand gegen die Schrecken des Lebens auf. Man wird mich verhören, gefangen halten, quälen, — zuletzt wird man mich sterben lassen müssen. Ob dieß auf Eiderdunen oder auf Stroh geschieht, macht hinsichtlich des letzten Zieles keinen Unterschied aus."

„Cornelia?" rief die Baronin, „was geschieht mit ihr?"

Ruhig erwiederte Scartelli:

„Ich habe in meiner wiener Einsamkeit deutsche Bücher gelesen, weil ich ja bei einem Buchbinder wohnte. Da fand ich in einem Ihrer Dichter die Antwort auf Ihre Frage, Frau Baronin. Sie lautet: ‚Die Kirche hat eine Zuflucht aufgethan, zu der Monarchen keine Schlüssel haben.'"

Die Baronin schlug die Hände zusammen.

„Es ist nicht möglich!“

„Dank den Vorbereitungen,“ fuhr Scartelli fort, „die wir treffen konnten, der Unterstützung durch einen alten, fernen Freund, der geistlichen Verbindung, die er uns eröffnete, wartet meiner Enkelin noch heut eine gastliche Aufnahme, vorläufig im Kloster der Salesianerinnen. Ist sie dort eingetreten, so will der weltliche Arm sie nicht bis dorthin verfolgen, vorausgesetzt, daß sie nicht mehr austritt.“

Die Baronin schlug die Hände vor das Gesicht, sie fühlte sich wie eine Schuldige. Hatte sie dem unglücklichen Mädchen nicht erst in den letzten Tagen in leisen Andeutungen eine Rettung in Aussicht gestellt?

„Ich habe gehofft,“ stammelte sie und ihre Thränen flossen.

Zum ersten Mal erhob jetzt Cornelia ihre Stimme:

„Grämen Sie sich nicht, theure Frau, weil Ihnen nicht gelungen ist, was, wie ich zu meinem Troste glaube, Ihr ganzes Herz erstrebt hat. Leben Sie wohl. Seien Sie glücklich. Ich wünsche es mit heißer Inbrunst. Denn in den schweren,

bitteren Tagen, die ich in dieser Stadt verleben mußte, sind Sie mir, die ich nun auf alle Freuden der Welt zu verzichten habe, die letzte Erdenfreude gewesen. Ich habe Sie geliebt, ich liebe Sie. Dieses Gefühl werde ich nicht unter dem Nonnenschleier ersticken müssen, wie, ach! eine andere Liebe."

Sie hatte beide Hände in die der Baronin gelegt, diese aber riß sich in der heftigen Bewegung ihres Weinens von ihr los.

Keine Erschütterung zeigte Cornelia, nur die Niedergeschlagenheit der Entsagung. In seiner Thränenlosigkeit blickte ihr Auge hart, fast starr. Sie, die Trost hätte empfangen sollen, war es, die sich bemühte, ihn zu geben. Sie hatte sich erhoben, und weil die Baronin, wenn sie leidenschaftlich ergriffen war, etwas Kindliches zeigte und jetzt mit einer Art Widerstand sich von Cornelia abwendete, als ob diese ihr absichtlich Schmerz bereiten wollte, ließ sich das Mädchen zu den Füßen der tieferregten Frau nieder und umschlang ihre Kniee, einen Strom von Liebesworten und Schmeichelnamen über sie ergießend.

„Hertha! Geliebte! Ist es meine Schuld? kann ich anders handeln?"

Mit den zärtlichsten Benennungen, die in der Sprache ihrer Heimat so süß klingen, untermischte Cornelia ihre tröstenden Reden.

Frau von Ambort raffte sich empor und trocknete ihre Thränen.

„Aber, Cornelia, wie ist Ihnen denn selbst zu Muthe?"

Das Mädchen ließ sich wieder neben der Freundin nieder und versank in düsteres Hinbrüten.

„Sprechen Sie," mahnte die Baronin, „schütten Sie mir Ihr ganzes Herz aus."

„Ich habe keine Vokation," sagte Cornelia endlich, „und mein widerspenstiges Herz wird die Freiheit schwer vermissen. Das Sonnenlicht, das Element meiner Heimat, mir, was dem Fisch das Wasser, wird mir in sparsamen Rationen zugemessen werden. Mögen Zelle und Klostergarten noch so voll davon sein, — die Sonne scheint nur in der Freiheit. Sie ist aber verloren so wie so. Ich habe die Wahl zwischen einem unruhigen und einem ruhigen Sterben, und wähle die Ruhe."

„Sie wählen aber eine ewige Gefangenschaft," rief Hertha, „um einem Gefängniß von gewiß nur kurzer Dauer zu entgehen."

„In diese kurze Dauer wären die Qualen

einer Ewigkeit zusammengepreßt. Ich kann nicht lügen. Ich würde durch die Aussagen, die man mir abfolterte, das Loos des theuren Greises hier, ja selbst das meines Vaters noch verschlimmern. Und so schuldlos ich selbst bin, auch im Sinne der Verfolger schuldlos, — ich bleibe verdächtig, ich weiß aber, daß man für politisch Verdächtige eine grausame Marter ausgesonnen hat: die immerwährende Untersuchung. Dann die Verhöre selbst, das Forschen strenger, gefühlloser Gerichtspersonen in den Geheimnissen meines innersten Lebens, das Preisgeben aller meiner Erinnerungen, das Zerreißen und Zertreten aller Blumen meiner Jugend, — nein! tausendmal lieber die stille Entsagung ein- für allemal, das athmende Begrabensein, aber gemildert durch Schweigen und Verborgenheit. Im Kloster nimmt man mir nur die Freuden der Gegenwart weg, die Vergangenheit aber bleibt mein unangetastetes Eigenthum."

„O, mein armer Vetter Horstell!" rief die Baronin, „er stirbt vor Sehnsucht, Sie wiederzusehen und soll so Schreckliches erfahren! Haben Sie ihn denn nicht geliebt? Cornelia, was soll ich ihm sagen? Er hat Sie mir anvertraut. Nein, ich kann es nicht glauben, es ist nicht möglich!"

So fest hatte sich Cornelia in die bevorstehende Entsagung schon hineingedacht, daß sie vor den anwesenden Männern keine Scheu empfand, von ihrem Gefühlsleben zu sprechen, das sie schon weit hinter sich zurückgeworfen zu haben glaubte. Sie sprach von ihrer ersten Begegnung und ihrem letzten Beisammensein mit ihm. In dem Maße jedoch, als sie nach und nach alle Töne ihres Herzens anschlug, zerstob die künstliche Gelassenheit, Sprache und Mienen wurden erregter, und als sie sich rechtfertigte, ihn aufgegeben zu haben, weil er dem wichtigsten Interesse ihres Lebens, der heiligen Sache ihres Vaters und ihres Vaterlandes, tonlos und verständnißlos gegenüber gestanden, als sie sich dann wieder anklagte, ihn vielleicht zu früh von sich gewiesen zu haben, da entquollen ihr Laute der schreiendsten Verzweiflung.

„O, mein theurer Liebling!“ rief sie, „ich habe es ihm verschwiegen, wie sehr ich ihn geliebt! Ich wußte, daß es keine zweite Güte wie die seine auf Erden gibt und habe ihn doch von mir gestoßen. Er war so gut, er war so schön! Kein Falsch in seinem Herzen und ein himmlischer Glanz in seinen Augen. In jedem Augenblick hätte er sein Leben für mich gegeben und dabei wußte er wie ein Kind

zu lachen. Nie habe ich früher erfahren wie herrlich die Welt, als da ich mit ihm durch den Wald ging. Gesegnet aber sei die Eingebung des Himmels, daß ich ihn von mir gestoßen, er braucht nun diesen Augenblick nicht mit zu erleben. Wenn ich in dieser Stunde des Jammers Abschied von ihm nehmen müßte, Aug' in Aug' von dem geliebten Mann, er hülflos für mich wie alle Anderen, ich rettungslos die Beute des Unglücks, — dann bliebe nicht mehr das Kloster meine Zuflucht, nur ein rascher Tod. Sagen Sie ihm tausend- und tausendmal, wie sehr ich ihn geliebt habe, Hertha! Ich bin seine Braut, sein unglückliches Weib, aber er soll mein gedenken wie eines verlorenen Gutes, er soll dem Schmerz um mich treu bleiben, ich werde ihn lieben bis in den letzten Todesschmerz. Ich werde ihm treu bleiben durch ewige Trauer. Alle Freuden meines Lebens werde ich hingeben, aber mein Leid, mein Leid kann man mir nicht entreißen."

Sie warf sich zurück in die Kissen des Ruhebettes und schloß die Augen, als müßte sie sich dem Anblick aller Dinge entziehen.

Rohnhalden, obgleich er so oft schon Zeuge der schmerzlichsten Aufregungen gewesen, war doch bewegt.

„Und zu denken, daß all' diesem Jammer durch ein einziges Wort ein Ende gemacht werden könnte," murmelte er vor sich hin.

Der alte Scartelli mahnte zum Aufbruch.

Da erhob sich eine Stimme, die bisher in der kleinen Versammlung noch nicht laut geworden war.

„Hertha," sagte Trogau, „habe ich Sie vorhin recht verstanden, daß Sie, daß Sie — durch Ihre Wiedervermählung dem Schicksal dieser unglücklichen Menschen eine andere Wendung geben könnten? Nun, — dann begreife ich nicht, — ich bin ja ganz einverstanden, ganz einverstanden. Ich bin ein alter Mann, dort steht ein junges Leben. Mir kann nicht lange mehr Leid geschehen, dort wäre es schade für jede Minute Schmerz. Warum besinnen Sie sich? Das ist nicht schön! Ein Wort von Ihnen, Hertha! Sie werden doch keine Rücksicht auf mich nehmen? Närrisch! Ein alter, zerbrochener Beamter verliert den Inhalt seines armseligen Lebens. Das ist wirklich nicht der Rede werth. Ich bin's ganz zufrieden. Nehmen Sie dem armen Fräulein die Verzweiflung aus dem Herzen."

Die Baronin ging auf Trogau zu und schloß

ihn in ihre Arme. Ein einziger Laut des Schluchzens von ihm war vernehmbar. Dann stellte er sich mit abgewendetem Gesicht in die Fensternische, wo ihn die Gardine halb verbarg.

Die Baronin, darauf bedacht, was sie thun wollte, nicht als ein Opfer erscheinen zu lassen, sagte zu Scartelli und seiner Enkelin:

„Ich habe mir nicht die Zeit genommen, Ihnen anzuzeigen, — Ihnen anzuzeigen, — daß ich mich mit dem Herrn hier verlobt habe, mit dem Herrn von Rohnhalden. Nun ist mir aber eine Idee gekommen, aus der noch Gutes hervorgehen kann. Mein — Herr, — mein Bräutigam ist in die geheimen, politischen Machinationen des hiesigen Gerichtsverfahrens tief eingeweiht. Ich glaube, er wird Ihnen, Cornelia, vielleicht auch Ihrem Großvater die Verhaftung ersparen können. Wenn nicht, so habe ich Ihnen meine Verlobung nicht deßhalb angezeigt, — Sie wissen, Cornelia, neulich sagte ich Ihnen, die Sache Ihres Vaters müsse ganz aus dem Spiele bleiben, nur von Ihrem Haupte soll das Damoklesschwert genommen werden. Jetzt aber ist es gerade umgekehrt. Herr von Rohnhalden, erklären Sie —“

Sie warf sich müde und im Innersten betrübt

durch das plötzliche Entscheidungswort, das sie über sich selbst ausgesprochen hatte, in das Sopha.

Rohnhalden setzte den Italienern in umschreibenden Worten, die ein großes und unerwartetes Glück für sie nicht zu schnell und nicht zu sicher verkünden sollten, die Sachlage ohne Berührung fremder Geheimnisse so weit auseinander, daß sie mit Eins Hoffnung für die Befreiung Ottavio Scartelli's schöpfen konnten. Und da dieß die Hauptsache sei, so werde ihnen wohl gleichgültig sein, was inzwischen mit ihnen selbst geschehe. Viel des Unangenehmen könne nicht mehr vorkommen, und Botschaft von und nach Paris und London nehme höchstens vierzehn Tage in Anspruch.

„Uebrigens," schloß er, „will ich noch heut an geeigneter Stelle erfahren, was Sie morgen erwartet. Bleiben Sie hier, bis ich wiederkehre; die Frau Baronin stimmt zu. Sie sollen eine beruhigte Nacht haben."

Er wendete sich zu Hertha und sprach zu ihr rasch und leise:

„Ich kann unsere Verlobung nun als vollzogen melden und dieß wird von außerordentlicher Wirkung sein. Sie haben diese Unglücklichen und Sie haben mich gerettet. Ihr Leben zu gestalten, wie

Sie es wünschen, wird fortan meine einzige Aufgabe sein. Ich will Ihnen noch heute Bericht bringen, wie das Ereigniß gewirkt hat, und den Unglücklichen die Sicherheit, fortan in Ruhe existiren zu können."

Rohnhalden eilte fort.

Die Baronin ließ den Thee nach dem größern Salon bringen und während sie ihre Gäste hineingeleitete, entfernte sich Trogau still und unbemerkt.

Am Theetisch herrschte beklommenes Schweigen. Cornelia und ihr Großvater wußten sich eine plötzliche Wendung ihres Geschickes, die ihnen angezeigt, aber nicht deutlich gemacht worden, nicht zu erklären und hatten das Gefühl, daß erst von Rohnhalden's Rückkehr die Bestätigung abhänge, um mit Sicherheit Tröstliches von der Zukunft erwarten zu dürfen.

Hertha war noch im Innersten davon bewegt, daß der Würfel über sie gefallen war, und konnte doch nicht davon sprechen, um nicht zu verrathen, daß eine neue Gestaltung der Dinge nur durch ihren edelmüthigen Antheil ermöglicht wurde.

Mit des Grandseigneur alter Galanterie und der Galanterie des Alters suchte der weißbärtige Edelmann, die trüben Wallungen des eigenen Ge-

müthes beherrschend, die Frauen über die Verstimmungen des Augenblickes hinauszuheben. Er knüpfte zunächst an den Namen Rohnhalden an, den er hier als den des Verlobten der Frau von Ambort vernommen, einen Namen, der viele Bedeutung in seinem eigenen Leben gewonnen hatte. Er erzählte, ohne die Vergangenheit oder die persönlichen Schicksale des alten Freundes zu berühren, Heiteres aus mit ihm gemeinsam verlebten Jugendtagen.

*

Inzwischen hatte sich Rohnhalden in den nächsten Fiaker geworfen und war nach der Wohnung des Hofraths Limbeer gefahren. Hier wurde ihm schon vom Portier, in Wien „Hausmeister“ genannt, mitgetheilt, daß „Seine Gnaden und die gnä' Frau“ im Burgtheater seien. Rohnhalden fuhr nach dem Theater. Er wußte, daß der Hofrath dort stets auf einem „Sperrsitz“ im ersten Parterre sich befand. Man gab an diesem Abend das Stück eines Autors, dessen Beliebtheit sich damals noch nicht wesentlich abgeschwächt hatte und dessen Geist auch heute noch in den modernsten Lustspielen glänzt, wenn auch nur durch seine Ab-

wesenheit. Man gab das Ritterschauspiel „Bayard“ von Kotzebue, worin Anschütz in der Titelrolle und Frau Rettich als Miranda das wiener Publikum auf sein Burgtheater stolz machten.

Indessen wäre der Hofrath viel lieber im „Kärntnerthortheater“ gewesen. Dieß war die damalige Hofoper. Nicht nach der hauptsächlichsten Stütze, die dieses Theater um jene Zeit besaß, nicht nach dem Gesang der ziemlich geistlosen und plumpen Lotzer sehnte sich der Hofrath, sondern nach den Gastspielen einer französischen Schauspielergesellschaft, welche ausnahmsweise unter der Direktion eines Herrn Doligny die Erlaubniß erhalten hatte, im Kärntnerthortheater zu spielen und die Monotonie des Opernrepertoirs dort wohlthätig unterbrach.

Frau von Montandon saß dort in einer kleinen Parterreloge.

Der Hofrath mußte jedoch die gestrenge Gemahlin, die nur selten und ungern ein Stück von Kotzebue versäumte, in das Burgtheater begleiten. Das Französische haßte sie aus dem Grund des Herzens, weil sie mit den oft gewechselten französischen Gouvernanten für ihre Töchter stets so viel Verdruß hatte. Der Hofrath nannte solche

Begleitung im Stillen seine Kriegsdienstzeit und bedauerte, daß sie ihm bei der Pensionirung nicht, wie den zu pensionirenden Offizieren, doppelt werde angerechnet werden. Er entschädigte sich dießmal dadurch, daß er angab, er müsse nach dem Theater noch in amtlichen Geschäften auf's Bureau, und als er Rohnhalden im Parterre bemerkte, von dem er wußte, daß die Frau ihn als einen seiner Beamten gekannt hatte, sagte er zu ihr:

„Siehst Du, der ist meinetwegen da; man läßt mir halt nicht das Vergnügen, ruhig bei der Frau zu sitzen.“

In der That, als nach dem letzten Fallen des Vorhangs das Publikum geräuschvoll sich erhob, drängte sich Rohnhalden an die Seite des langsam mit seiner Frau sich hinausschiebenlassenden Hofraths und bat, ihn noch heut in wichtiger Angelegenheit sprechen zu dürfen.

In der Garderobe stand der Bediente des Hofraths, der noch älter war als dieser und dessen Schutz die „Gnädige“ getrost allein überlassen werden konnte.

„Aber wohin mit Ihnen,“ sagte Limbeer, nachdem die Frau nicht mehr sichtbar war; „ich habe noch einen Weg bis auf die Wieden.“

„Ich habe meinen Fiaker draußen,“ sagte Rohnhalden.

„Ah,“ unterbrach ihn der Hofrath, „das ist schön. Sie sind kein kleiner Beamter mehr, Sie fangen an zu leben. Nun, nehmen Sie mich mit, da können wir im Wagen —“

Sie waren unter diesen Reden auf den Michaelerplatz gelangt. Rohnhalden riß den Schlag auf, der Hofrath stieg ein und nannte auf die Frage, wohin gefahren werden solle, einen Gasthof in der erwähnten Vorstadt. Sie waren noch nicht an der Augustinerkirche vorübergekommen, als der Hofrath den Wagen wollte halten lassen, um, wie er sagte, Rohnhalden bequemer umarmen zu können. Dieser hatte ihm seine vollzogene Verlobung mit der Baronin Ambort angezeigt. Limbeer war ganz außer sich vor Vergnügen. Er wollte von nichts Anderem sprechen, und Rohnhalden hatte Mühe, sich auch nur eine Antwort auf die Erkundigung zu erzwingen, ob es nicht möglich wäre, die Nachricht noch heute Frau von Montandon zukommen zu lassen.

„Zu der Leni fahren wir ja gerade,“ sagte der Hofrath endlich, nachdem er fortwährend von der Wirkung des Ereignisses auf seine Freunde in

Paris gesprochen hatte, klagend, daß weder Post, noch Kurier schnell genug für eine solche Botschaft seien; „die Leni ist bei einem kleinen Souper der französischen Schauspieler. Sie kommen mit mir hinauf, da können Sie ihr gleich selbst die Freude machen.“

„Und Scartelli und seine Enkelin? Was soll mit diesen geschehen?“ fragte Rohnhalden dringend.

„Den Eingesperrten wird man natürlich jetzt frei lassen,“ erwiederte Limbeer, „davon hängt ja Alles ab. Das besorgt der Graf von London aus. Ich sage Ihnen, es ist ein kolossales Vermögen, das dem Vicomte jetzt zufällt. Nun, Sie brauchen sich nicht darüber zu grämen, Sie sind ja selbst ein reicher Erbe. In unserem Oesterreich steckt ein Geld! Man weiß es gar nicht. Ich schreibe noch heute Nacht nach Paris.“

„Aber die hiesigen Scartelli,“ rief Rohnhalden wieder, „die eine Zustellung haben.“

Limbeer gab darauf nur ausweichende Antworten und rief endlich, sichtbar erfreut über diesen Punkt nichts mehr sagen zu müssen:

„Hier sind wir schon.“

In einem separirten Saal des Gasthofes waren die französischen Schauspieler versammelt. Frau

von Montandon unterhielt sich eben mit Demoiselle Grave, der ersten Liebhaberin, einer anmuthigen Erscheinung. Als die Freundin Limbeer's Rohnhalden erblickte, rief sie überrascht:

„Sie bringen etwas Ernsthaftes, sonst wäre ein Mann wie Sie nicht zu lustigen Leuten gekommen."

Sie trat mit ihm zur Seite.

Als sie die Verlobung erfuhr, stieß sie einen Jubelruf aus.

„Ich möchte Sie umarmen! Oder wünschen Sie das Unternehmen lieber von Mademoiselle Grave ausgeführt, meiner theuren Freundin?"

„Ich wünsche nichts als meine Briefe, Ulrikens Briefe."

„Mein Gott!" rief sie spöttisch, „jetzt? Sogleich? Sie sind aber schrecklich ungeduldig. Glauben Sie, ich trage die Schriftstücke Tag und Nacht auf meinem Herzen? Ich war mit Ulrike nicht verheirathet. Sagen Sie mir aber vor Allem, wann wird denn Ihre Vermählung vollzogen werden. Auch jetzt? Sogleich?"

„Wohl nicht früher, als bis die Nachricht von Scartelli's Befreiung eingetroffen ist."

„Das ist ganz richtig!" lachte Helene, „Sie

müssen erst die Waare in der Hand haben, bevor Sie den Preis bezahlen. Und wir vertrauen vollkommen Ihrer und der Baronin Rechtlichkeit, daß Sie wirklich bezahlen werden. Ich mache es aber mit Ihnen gerade ebenso. Die Baronin wartet auf die Befreiung, um zu heirathen; ich warte auf diese Heirath, um die Briefe auszufolgen."

„Haben Sie nicht mein Ehrenwort, Madame, daß ich nach Empfang des genügenden Aufschlusses —"

„Ganz gewiß!" unterbrach sie ihn, „und so unbedingt vertraue ich Ihrer Ehre, daß ich den Aufschluß geben will, noch bevor Sie zum Altar treten, wenn schon der Priester wartet. Und dabei sollen Sie das Recht haben, wenn der Aufschluß nicht vollständig wäre, noch im letzten Augenblick zurückzutreten, was doch für mich das größte Verderben wäre. So fest glaube ich an Sie. Ihre Ehre können Sie aber nicht für Zufälle und Schicksale einsetzen. Ein Todesfall, ein Lebensgeschick, das furchtbare Gespenst, das neulich Viktor Hugo unter dem Namen ‚Der kommende Lendemain' veröffentlichte, kann noch am Ziel Alles zu nichte machen, in der elften Stunde. Dann hätte ich mich mit den Briefen ausgegeben und nichts mehr in Reserve.

Nein, die behalte ich, bis Sie die weißen Handschuhe zur Trauung angezogen haben."

Ein großes Geräusch entstand, die Gesellschaft war im Begriff, sich zu Tische zu setzen. Rohnhalden faßte noch schnell den Arm des Hofraths und zog ihn in eine Nische. Es galt, die „Zustellung" zu annulliren. Limbeer zuckte die Achseln. Rohnhalden bat, beschwor, drohte sogar mit der Gefährdung der für die pariser Freunde so beglückenden Verlobung, da Frau von Ambort an dem Loos des bereits Eingekerkerten eigentlich gar kein Interesse nehme, das größte aber daran, daß ihre Freunde nicht eingekerkert werden.

Dieß Argument schien Eindruck zu machen und unter fortwährenden Sehnsuchtsblicken nach dem leeren Platz am Tische gab der Hofrath nach und nach Hoffnungen, Aussichten, Versprechungen, die dem jungen Mann endlich genügen konnten.

Er warf sich wieder in seinen Wagen und fuhr nach der Löwelbastei.

Dort fand er die Baronin und ihre zwei Gäste seiner wartend.

„So viel ist erreicht," rief der Eingetretene, „daß eine Verhaftung nicht mehr zu besorgen ist, die Vorladung kann nicht mehr rückgängig gemacht

werden. Im Amte selbst würde es zu viel Aufsehen erregen, wenn Sie nicht erschienen und nichts weiter darauf erfolgte. Das Verhör wird aber kurz sein, Ihnen keine Unannehmlichkeiten, keine Verlegenheiten verursachen. So streng die Vorschriften sind, — der Hofrath nimmt es dießmal auf seine Verantwortung, das Wesentliche an der Sache noch vierzehn Tage zu verschleppen. Bis dahin wird zuverlässig die Befreiung des Gefangenen eingeleitet sein und damit ist auch die Untersuchung gegen seinen Vater und seine Tochter niedergeschlagen."

Nur allmälig war in den von Schmerz und Angst Erschöpften Glaube und Zuversicht zu erwecken. Obgleich ihnen die Motive des zuletzt Geschehenen nicht klar wurden, sahen sie doch zuletzt ein, daß sie nahezu gerettet waren, und daß einem, wenn auch mysteriösen, doch wirksamen Eingreifen der Baronin allein dafür zu danken war. Diese entzog sich dem Ausbruch überströmender Empfindungen, indem sie darauf bestand, daß die von Qual und Freude so gewaltig Erregten endlich die Ruhe aufsuchten. Sie hatte ihren Wagen befohlen, um sie nach Hause bringen zu lassen, und erlaubte ihnen nicht, noch ein Wort zu sprechen.

Nach dem Scheiden der Italiener standen sich Rohnhalden und die Baronin allein gegenüber, zum ersten Mal in dem neuen Verhältniß, das sie an diesem Abend geknüpft hatten.

Rohnhalden verbeugte sich zum Abschied.

„Ein bewegter Tag! Gute Nacht, Frau Baronin."

„Das Schicksal hat über uns entschieden, nicht wir. Gute Nacht, Herr von Rohnhalden."

Sie reichten sich nicht einmal die Hände und nach ihren Empfindungen hatten sie kein Bewußtsein darüber, daß dieß Verhalten nicht das natürlichste gewesen wäre.

Sechzehntes Kapitel.

Eine Woche war vergangen. Der Spätherbsttag war düster und nebelfeucht. Gegen Abend wurde in der schmalen Kärntnerstraße, vom Stephansplatz kommend, eine damals noch nicht ungewohnt gewordene Erscheinung sichtbar: ein Reisewagen. Die vier Pferde, die ihn zogen, lenkte ein reitender Postillon, auf dem Bocke saßen ein Jäger und ein Kammerdiener und im Innern lehnten sich zwei Männer zurück: die Grafen Wanderstätten und Horstell.

Mit einer schwierigen und geschickt ausgeführten Wendung bog der Wagen in die Einfahrt des Hotels „Zum Erzherzog Karl" ein. Beim Stillhalten an der Treppe sagte Graf Wanderstätten, bedächtig seinen Chronometer ziehend:

„Sechs und ein viertel Uhr! Also die deutsche

Meile in ungefähr fünfundzwanzig Minuten. Wir dürfen zufrieden sein."

„Il n'y a pas de quoi," erwiederte der junge Graf, indem er sich erhob, mit sehr verdrießlicher Miene.

Zum Sport jener Tage gehörte das schnelle Reisen mittelst — armseliger Postgäule. Nach der Größe des Trinkgeldes, das den Postillonen beim Umspannen auf jeder Station verabreicht wurde, wuchs die Gewalt des Sporns, der die alten Mähren zu unglaublichen Anstrengungen aufstachelte. Graf Wanderstätten reiste niemals anders, während Heribert jede Art von Thierquälerei gründlich verabscheute und selbst die Jagd mehr als Pflicht des Besitzers ausgedehnter Gehege, denn als Vergnügen betrachtete.

Die Herren ließen sich in ihre bestellten Apartements führen. Nachdem sie den Reisestaub abgewaschen und sich bequem umgekleidet hatten, wurde ihnen das Diner in ihrem Salon servirt. Nach der rauchend verbrachten Siesta machten sie Toilette für die Gesellschaft und fuhren in einem Fiaker in das Palais der Fürstin-Wittwe Marie Esterhazy.

Auf den Einladungskarten stand: „Porcelains à la Rococo." Es galt, der genannten Fürstin

eine Etagère von lebenden Porzellanfiguren vorzuführen, genau nach dem Geschmack und der Mode des achtzehnten Jahrhunderts gekleidet, wobei die Stoffe, obgleich historisch getreu, den Anschein der Porzellanmalerei haben sollten. Der Freiherr von Hügel hatte das Arrangement übernommen.

Als die Herren die Treppe hinaufstiegen, sagte Graf Wanderstätten:

„Ich habe einen gescheidten Einfall gehabt: ich habe das Schreiben des Abtes mitgenommen.“

„Welches Schreiben?“ fragte Graf Horstell.

„Ich war gestern bei ihm im Kloster. Der alte gestrenge Herr hat eine Idiosynkrasie gegen die Post, die nach Wien geht. Er fürchtete das cabinet noir. Er hält darum seine eigenen Boten, die er freilich nicht täglich expediren kann. Immer hat er Briefe, Sendungen bereit, um jede Privatgelegenheit sogleich zu benützen. So hat er mich zum Briefträger gemacht.“

„An wen ist das Schreiben?“

„An einen jungen Verwandten seines Namens, einen Herrn von Rohnhalden. Ich soll eilig damit sein und weiß keine weitere Adresse. Ich hoffe den Mann hier aufzufinden.“

Die Säle waren von den glänzendsten Reprä=

sentanten der österreichischen Aristokratie angefüllt. Ein Saal war zur Bühne für die vorbereiteten drei Vorstellungen bestimmt und noch durch einen Vorhang geschlossen.

Die beiden Herren wurden durch das Gewühl der Begrüßenden und Begrüßten bald von einander getrennt. Heribert, dessen schlanke Gestalt, graziöse Haltung und melancholische Züge ihn selbst in seiner einfachen Salonkleidung mitten in den Uniformen und Nationaltrachten zu einer auffallenden Erscheinung machten, suchte aller anwesenden Damen ansichtig zu werden und beantwortete nur einsylbig das Geplauder der Bekannten, die abwechselnd seinen Arm nahmen. Als sein Forschen vergeblich war, fragte er Denjenigen, der ihm zur Seite war, geradezu nach der Baronin Ambort.

„Sie ist nicht hier, so viel ich weiß," lautete die Antwort; „sie zeigt sich nicht gern in ihrer neuen Position, sie hat Unrecht. Sie wissen ja, daß sie Braut ist."

„Meine liebe Ambort! Mit wem? Davon weiß ich kein Wort."

Der Angesprochene nahm sich nicht Zeit, Näheres zu sagen. Enteilend deutete er winkend auf eine Gruppe von Herren mit dem Worte:

„Dort steht der Bräutigam."

Heribert ging auf die Gruppe zu, in der er nur einen einzigen ihm Bekannten sah: Herrn von Genickstein.

Mit diesem war Rohnhalden in enge geschäftliche Verbindung gekommen, seit sich sein Schicksal so plötzlich und wunderbar umgestaltet hatte. Alle Gelder und auf sein Eigenthum bezügliche Schriftstücke, die ihm zuflossen, vermittelte die Firma Genickstein; der Anwalt dieses Hauses besorgte die Formalitäten beim Besitzwechsel, durch den der Palast Rohnhalden auf diesen Namen wieder überging. Jedermann in der wiener Gesellschaft glaubte, der junge Mann hätte den Reichthum und den Namen eines im Ausland verstorbenen Oheims geerbt und überall wurde ihm Gunst und Wohlwollen entgegengebracht. Er fühlte sich wie von unsichtbaren Händen getragen, besonders seit seine Verlobung mit der Baronin Ambort durch den Mund Derjenigen, welche die Verbreitung der Nachricht in ihrem Interesse hielten, allgemein bekannt worden war. Die distinguirtesten Personen schlossen sich ihm mit ausgesprochener Sympathie an.

Einen besondern Triumph, eine stolze Satisfaktion empfand dabei Genickstein, weil er Rohn-

halden schon werth gehalten und ausgezeichnet hatte, als dieser noch die dunkle Existenz des Sicherheitskommissärs Sombruch führte. Jetzt proklamirte der adelige Bankier überall Rohnhalden als seinen intimen Freund, und dieser wußte sich gar nicht mehr Rechenschaft zu geben, wodurch er die vielen Einladungen und Besuche, die ihm zukamen, veranlaßt hätte. Auch die Karte zum hocharistokratischen Fest der Fürstin Esterhazy war ihm ohne sein Hinzuthun vermittelt worden und er nahm sie an, weil er dabei ein erstes Zusammentreffen mit dem Grafen Heribert von Horstell in Aussicht haben konnte. Mißtrauen war bisher gleichsam das Geschäft Rohnhalden's gewesen und war ihm so sehr zur zweiten Natur geworden, daß ihm selbst die glaubwürdigen Versicherungen, die der Graf hinsichtlich seiner Beziehungen zu Ulrike brieflich abgegeben hatte, noch nicht das Gepräge völliger Unschuld zu tragen schienen.

Nach der ersten Begrüßung des Grafen stellte ihm Genickstein den neuen Freund vor.

„Ich glaube,“ sagte der Bankier, „Sie dürfen den Verlobten der Baronin Ambort als einen künftigen Verwandten begrüßen. Ist die Baronin nicht eine geborene Gräfin Horstell?“

Heribert verbeugte sich stumm und ernst. Rohnhalden aber faßte den jungen Grafen scharf in's Auge und konnte sich dem Eindruck nicht verschließen, daß eine über das Konventionelle hinausgehende, eine positive Lüge mit dieser Erscheinung nicht wohl vereinbar zu denken war. Indessen beschloß er im Stillen, dem jungen Kavalier möglichst genau in's Herz zu blicken. Nicht lange brauchte er nach einem Wort zu suchen, das den Grafen fesselte, neben ihm festhielt. Im Tone leichter Plauderei und wie zufällig erzählte Rohnhalden von der seltsamen Fügung, daß seine Verlobung fremde Zeugen gehabt, einen Edelmann aus Südtyrol, Scartelli, und seine schöne Enkelin Cornelia.

Der Sprechende machte einige Schritte, der Graf blieb ihm zur Seite und bald verloren sie, weiter gehend, Genickstein aus dem Gesicht. Rohnhalden berührte die politische Verfolgung, der das fremde Paar in Wien ausgesetzt war und daß hierin eine günstige Wendung in Aussicht stand. Eben wollte Heribert nähern Aufschluß über diesen Punkt haben, als die ganze Gesellschaft die Richtung nach dem Bühnensaal einschlug und eine vertrauliche Konversation nicht mehr aufkommen konnte.

Doch blieben der Graf und Rohnhalden nebeneinander.

Während ein verdecktes Orchester eine sanfte Musik anstimmte, wurde diese fast übertönt von dem Rauschen der prachtvollen Frauengewänder. Es war, als ob die Mode des Zeitalters in Allem, was sie für die weibliche Toilette und jeden Bestandtheil derselben ersonnen hatte, im schimmerndsten Glanz sich darstellen sollte, um den Gegensatz zu der Mode eines vergangenen Jahrhunderts, deren Vorführung man erwartete, vollständig zu machen. Was jedoch von dieser vergangenen Mode als „Rokoko“ in die Gegenwart eingedrungen war, in Möbeln und Schmuck wieder auflebte, war für diesen Abend aus dem Zuschauerraum verbannt, um die Wirkung der Tableaux nicht zu beeinträchtigen.

Als die Vorhänge sich getheilt hatten, erblickte man als das größte der Bilder einen riesigen, altfranzösischen, offenen Schrank, eine Etagère mit einem obern und einem untern Fach. Diese Fächer waren angefüllt mit Nippessachen, mit lebensgroßen Porzellanfiguren, theils für sich allein stehend, theils Gruppen bildend, dargestellt von Personen aus der Gesellschaft sämmtlich im Rokokostüm.

In der Mitte stand die Fürstin Lori Schwarzenberg, in der vollsten Blüte ihres pikanten Reizes, vor ihr in huldigender Stellung der schöne Prinz Moritz von Nassau. Rechts zeigte sich, zurückgelehnt und entschlummert, die Fürstin Karoline Lobkowitz, einen versiegelten Brief in der Hand; links als eine anmuthige Erscheinung ohne weitere Bedeutung die Gräfin Karl Esterhazy. Oben standen zwei kleine Grafen Karoly, einer als Mädchen, beide voll Lieblichkeit, und ein Graf Hektor Gallenberg als Musikant.

Nachdem man sich an diesen Bildern satt gesehen hatte und der Vorhang darüber gefallen war, zerstreute sich die Versammlung wieder in den übrigen Sälen, um zum Arrangement der zweiten Vorstellung genügend Zeit zu lassen. Lebhafter sprechend als sonst in seiner Weise lag, verlangte Graf Horstell Aufklärung über die wiener Erlebnisse der beiden Scartelli. Rohnhalden, mit vorsichtigster Diskretion darauf achtend, seine Kenntniß der Beziehungen des jungen Grafen zu Cornelia nicht zu verrathen, erzählte von der Fassungslosigkeit der Verfolgten, als sie die gefürchtete „Zustellung" erhalten hatten und das Mädchen schon zu dem Entschluß gelangt war, der Welt für immer

zu entsagen. Er berichtete, daß es ermöglicht worden war, die drohenden Schrecken abzuwenden, das Verhör war ein höfliches gewesen, hatte sich auf oberflächliche Fragen beschränkt und nur mit der strengen Weisung geendet, daß Großvater und Enkelin sich ruhig verhalten und keinen Versuch unternehmen mögen, Wien zu verlassen, wozu man ihnen die nöthigen Erlaubnißscheine, um auch nur über die Thore der Stadt, die sogenannten „Linien" hinauszukommen, jedenfalls versagen würde.

„Ich habe keinen Begriff," sagte Horstell, „wie ein junges, schönes Mädchen zur Politik kommt, ja ich sehe selbst nicht ein, wie der ehrwürdige Greis, bei so hohem Alter, noch so gefährliche Passionen haben kann. Wissen Sie eine Erklärung?"

„Die Sache ist eben nicht eine des Privatgeschmackes," erwiederte Rohnhalden lächelnd, „sondern eine traditionelle Familienmission."

„Wissen Sie mir das verständlich zu machen? Ich bin ein Landwirth und nichts weiter."

„Ottavio di Scartelli war in die große Bewegung verwickelt. Diese Bewegung, an der sich auch Neffen des Kaisers Napoleon betheiligten, fand schon vor sieben Jahren statt, 1831, und war gegen den Papst gerichtet, nicht gegen den

Pontifex, sondern gegen den Herrscher. Damals lebte noch der ‚König von Rom', der Herzog von Reichstadt, was die Betheiligung der Napoleoniden an dem Aufstand erklärt. Dem jungen Sohn des großen Kaisers wäre der Erfolg des Aufstandes zu Füßen gelegt worden. Allein dieser Sohn war auch Enkel unseres verewigten Kaisers Franz und lebte am österreichischen Hofe. Was aber Oesterreich bei alledem an Geld und Soldaten für die Sache des Papstes opferte, das wissen Sie, Herr Graf, wenn Sie auch nur von der Besetzung Anconas gehört haben."

„Das sind aber Jahre her," entgegnete Heribert, „und wir sprechen von 1838, vom heutigen Tag."

„Ja wohl, aber das Nachzittern der Bewegung, das Oscilliren des italienischen Bodens dauert eben fort bis zum heutigen Tage. In Ottavio Scartelli hält man die Chronik des Geschehenen fest, man hat ihn eingesperrt, wie man ein gefährliches Dokument, das in unrichtigen Händen schaden würde, im Schrank einsperrt. Zum Glück für ihn ist die französische Regierung ihrer Popularität wegen gezwungen, die Erinnerungen und die Männer des Kaiserreichs zu begünstigen. Ein

solcher Mann ist Graf Flahault, und so kann es geschehen, daß sein Einfluß —“

Sie wurden durch Hinzutretende im Gespräch unterbrochen; zugleich drängte man sich wieder, die bald zu beginnende zweite Vorstellung zu sehen.

Die Mittelgruppe hatte eine Felsenlandschaft zum Hintergrunde, Gräfin Nandine Karoly stützte sich auf einen Felsen, ihr Kleid war von schwerem weißem Seidenstoff mit Silberstreifen und mit Rosenguirlanden bemalt, Rosen hatte sie im Haar, Rosen fielen von den Schläfen bis auf die Schultern: das Konterfei des Frühlings. Neben ihr stand die kleine Gräfin Kolonits mit einem Lamm zu ihren Füßen; ein knieender Schäfer und zwei Schäferinnen an den Felsen gelehnt, vollendeten die Gruppe. Zur Rechten derselben saß Gräfin Chorinski, mit einer Näharbeit beschäftigt; links standen Fürstin Paul Esterhazy und der Erbprinz von Nassau. Oben zeigten sich Natalie Palffy und Gräfin Julie Hunyady, welche mit einem reizenden Ausdruck von Laune einem kleinen Hund, den sie auf dem Arme hielt, sein Bild im Spiegel zeigte. Mit buntgesticktem Kostüm, mit urkomischer Miene ritt Graf Schönborn auf einem Bock.

Wieder fand sich während des Zwischenaktes

Graf Horstell zu Rohnhalden. Heribert war so erpicht, über die Angelegenheit, die ihn ganz und gar erfüllte, weitere Auskunft zu erhalten, daß er einen Winkel mit zwei Tabourets ausgespäht hatte, wohin er seinen neuen Bekannten führte und wo er hoffen konnte, nicht so bald gestört zu werden.

„Aber sagen Sie mir nur das Eine noch, Herr von Rohnhalden, wie hängt mit einer Gefangenschaft des Ottavio Scartelli wegen einer verjährten Schuld die Verfolgung seiner Tochter und seines Vaters in dem so ruhigen Wien zusammen?"

Rohnhalden entwickelte den Zusammenhang, der wenigstens nach der Anschauung der Behörden zwischen der italienischen Bewegung und einer Partei in Südtyrol bestand. Die Scartelli hatten viele Freunde, aber auch viele Feinde in Mezzolombardo und Riva. Rohnhalden selbst versicherte, daß er jeden Verdacht in dieser Beziehung für ungegründet hielt, und daß der Greis nur deßhalb im Anfang seines Aufenthaltes in Wien Landsleute aufgesucht und viel mit ihnen verkehrt hatte, weil sich die Aristokratie von dem im Geruch politischer Umtriebe Stehenden in Folge geheimer Winke abgewendet hatte. Jener Anschluß aber war hinreichend gewesen, den Alten und seine Enkelin noch

mehr in Verruf zu bringen und unter das unausgesetzt beobachtende Auge der Sicherheitswächter. Dazu käme die große Armuth, in der sie hier lebten, um ihre Lage fast unerträglich zu machen.

Der junge Graf seufzte schwer, fragte um immer mehr Einzelheiten aus dem Leben der Fremden und gewann so viel Vertrauen zu dem Berichterstatter, daß er endlich geradezu seinen Rath erbat, wie man wenigstens das materielle Elend beseitigen könnte.

„Das würde schwer sein," sagte Rohnhalden, „sonst hätte schon die Baronin Alles gethan. Der Stolz der Fremden ist in diesem Punkte zu groß. Nur die Anknüpfung einer engen, verwandtschaftlichen Beziehung könnte hier helfen. Eine solche Anknüpfung halte ich in diesem Augenblick nicht für möglich, der alles Sinnen und Trachten der beiden Menschen ausschließlich in dem Gedanken an die ihnen zur Hoffnung gewordene Befreiung des theuren Gefangenen konzentrirt."

„Sie sind von Allem unterrichtet, Herr von Rohnhalden, Sie werden gewiß der Erste sein, der Nachricht hat. Wollen Sie mir versprechen, mir das Erfüllen oder das Scheitern der Hoffnung sogleich anzuzeigen?"

„Sie meinen das Geschick des Ottavio Scartelli. Mit dem Versprechen, das Sie verlangen, fordern Sie ein Vertrauen von mir, das ich nur geben kann, wenn Sie es auch in mich setzen, Herr Graf."

„Was meinen Sie?"

„Können Sie mir anvertrauen, was Sie mit einer jungen Frau Namens Ulrike Sombruch in der Stephanskirche gesprochen haben?"

Der Graf sah ihn erstaunt an. Allein er erinnerte sich bald, daß die Baronin das Gleiche gefragt, Herr von Rohnhalden, mußte er daher annehmen, spreche im Interesse seiner Braut.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen," antwortete der Graf, „aber wie ich schon meiner lieben Ambort schrieb, ich habe die arme Frau nur einmal gesprochen, in der Kirche, nicht früher, noch später, und was ich ihr sagen mußte, ging mich selber gar nichts an."

Ton und Miene des jungen Kavaliers waren die Unbefangenheit selbst. Rohnhalden hätte sich nicht rühmen können, daß ihn auch die feinste Lüge eines Verdächtigen nicht täusche, wenn ihn nicht andererseits die schlicht ausgesprochene Wahrheit sogleich überzeugt hätte. Den lang gehegten Arg=

wohn, daß Graf Horstell eine unmittelbare Beziehung zu Ulrikens Schuld hätte, gab er sofort völlig auf.

„Ich glaube Ihnen, Herr Graf," sprach er mit ernster Betonung, „und zum Beweise gebe ich Ihnen das bestimmte Versprechen, daß ich Ihnen melden werde, wie sich das Geschick Ottavio Scartelli's entschieden hat, in dem Augenblick, in dem ich es selbst erfahre."

Die dritte Vorstellung begann. In der Mitte stand die Gräfin Augusta Szapary, eine Mandoline spielend, eine Gestalt voll Leben und Anmuth. Zur Rechten legte man der Gräfin Henriette Hunyady einen Schuh an, wobei ein Füßchen der Cenerentola zum Vorschein kam; zur Linken stand, ebenfalls eine Mandoline spielend, die zierliche Gräfin Agathe Szecheny. In dieser Vorstellung machte das obere Bild den meisten Effekt und zwar durch die Schönheit und das Kostüm der Gräfin Leontine Sandor. Sie war als Jägerin gekleidet, ein kleines, dreispitziges Hütchen auf dem Kopf und ein Gewehr in der Hand; ihr zur Seite stand in entsprechender Haltung und Jagdkleidung Fürst Vincenz Auersperg.

Jetzt fiel kein Vorhang mehr, sondern die Tab-

leaux lösten sich auf und mischten sich in die Gesellschaft. Alle, die mitgewirkt hatten, erschienen in den Trachten, die sie dabei gezeigt, unter den Zusehern die überall vertretene neueste pariser Mode unterbrechend durch die des vorigen Jahrhunderts, durch hochgesteckte, gepuderte Frisuren, Reifröcke, Volants, Trousses u. s. w. Man schwelgte in Rokoko.

Als Horstell und Rohnhalden sich wieder begegneten, sagte der Letztere:

„Das war Alles ganz schön, nur fehlte, was unserem ganzen lieben Oesterreich von heute fehlt: der Geist.“

„Wie verstehen Sie das?“ fragte Heribert, dem solche Anschauungen fremd waren.

„Nun,“ erwiederte Rohnhalden mit einem Lächeln, „es ist eben nichts dabei zu verstehen. Man bringt mit enormen Kosten Alles zusammen, was Pracht und Luxus ist; man versammelt die edelsten weiblichen Schönheiten, und mit diesen ungeheuren Mitteln versinnlicht man nichts, was Geist ist, nicht einmal die Idee irgend eines Kunstwerkes, nichts als ein technisches Fabrikat, die Leistungen der Porzellanarbeit. Es hängt dieß mit dem System zusammen. Man glaubt bei uns,

Mechanik und Industrie, zu neuem Aufschwung gebracht, könnten die Seelenbewegung des Zeitalters ersetzen."

In diesem Augenblick trat Graf Wanderstätten zu den Beiden. Heribert hatte im Egoismus seiner eigenen Interessen nicht mehr daran gedacht, daß ihm der Oberst von einem mitgenommenen Briefe gesprochen, der für Rohnhalden bestimmt war. Jetzt beeilte er sich, die Herren einander vorzustellen, und erfreut, nicht weiter suchen zu müssen, zog Wanderstätten das Schreiben hervor und übergab es dem jungen Rohnhalden.

„Ich will schlafen gehen," sagte der Oberst zu Heribert, „um so geschwinder, als ich gleich nach dem Erwachen wieder nach Hitzgrub fahren möchte. Du bleibst also wirklich noch in Wien?"

„Für unbestimmte Zeit," entgegnete Heribert, „ich mache die Dauer von Tante Ambort abhängig."

Während die Grafen noch einige Reden wechselten, las Rohnhalden abseits das empfangene Schreiben. Schon das Wiedersehen der Handschrift auf der Adresse hatte ihn ergriffen.

Jetzt trat er an Heribert heran und sagte:

„Herr Graf, ich habe Ihnen versprochen, zu

melden, wie sich das Geschick Ottavio Scartelli's entschieden hat, in demselben Augenblick, in welchem ich es selbst erfahre. Soeben erfahre ich aus dem Briefe hier, daß die Befreiung gescheitert und als unmöglich zu betrachten ist. Damit fallen alle Pläne und Verhältnisse zusammen, welche auf diese Eventualität gebaut wurden."

Er hielt keiner weitern Frage Stand; kaum fähig, sich zu den Abschiedsgrüßen genugsam zu sammeln, verschwand er aus dem Saale.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Woche, seit sich Hertha von Ambort mit Peter von Rohnhalden verlobt hatte, war ohne eine Veränderung in der gewohnten Lebensweise der Dame abgelaufen. Am ersten Tage nach der Verlobung hatte sich der Bräutigam nicht einmal blicken lassen. Als Trogau des Abends kam, wunderte er sich, Rohnhalden nicht anwesend zu finden.

„Er gehört jetzt einmal zu uns,“ sagte Trogau, „und wenn Sie schon so lieb sind, meine gute Hertha, mich ungestört in meinen Gepflogenheiten belassen zu wollen, so muß ich mich eben an ihn auch gewöhnen, an sein vertrauliches Benehmen mit Ihnen, es wird nach und nach schon gehen.“

Am nächsten Tag erschien zur eigentlichen Besuchsstunde Rohnhalden bei der Baronin. Sie

sagte ihm, in der Voraussetzung, daß auch ihm die Abendstunde die bequemste zum Besuche sei, er möge sich durch die ihm bekannte regelmäßige Anwesenheit Trogau's nicht abhalten lassen, da dieser selbst seine Gesellschaft wünsche. Nun kam Rohnhalden immer um diese Zeit, ohne auch nur daran zu denken, daß er auf solche Weise seine Braut niemals allein sah. Die drei Vereinten besprachen die Neuigkeiten des Tages in harmlosem Geplauder und Trogau sprach im Nachhausegehen, zu Ende der Woche, zu sich selbst mit tiefempfundenem Behagen:

„Es ist merkwürdig! Ich habe nicht einmal gesehen, daß er ihr auch nur die Hand küßt. Er sagt auch nicht Du zu ihr und spricht überhaupt noch ganz fremd mit ihr. Und ich habe mich so sehr darauf gefürchtet, daß er sie in meiner Gegenwart umarmt und küßt, wie man das bei Brautleuten immer mitansehen muß. Keine Spur! Und er kommt auch zu keiner andern Zeit zu ihr, wie ich weiß. Es ist sonderbar, aber es freut mich."

Am Tage nach dem Rokokofest war der Baronin die Ueberraschung bereitet, daß sich Rohnhalden in einer frühen Vormittagsstunde bei ihr melden ließ. Ohne diese Ausnahme sogleich zu erklären, fragte

er nur, ob Hertha die beiden Scartelli seit dem Verlobungsabend wiedergesehen habe.

„Nein!“ antwortete sie, „ich lasse mich täglich nach dem Befinden Beider erkundigen, aber ich will Cornelia nicht drängen, zu mir zu kommen, weil das arme Kind in beschämende Verlegenheit mit der Toilette geräth, wenn zufällig Damen bei mir sind. Auch scheinen mich die guten Menschen aus Delikatesse zu vermeiden, weil sie wissen, daß jeder ihrer Schritte von geheimen Agenten beobachtet wird. So haben sie mir auch das Resultat ihres Verhörs und wie gelinde sie dabei durchkamen, nur schriftlich mitgetheilt. War Graf Horstell bei Esterhazy auf dem Fest, haben Sie ihn gesehen?“

„Ja wohl, aber davon später. Es steht traurig um die armen Scartelli und vielleicht auch um mich.“

Er erzählte, auf welche Art er zu einem Schreiben des Abtes gekommen war und überreichte es mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit.

Das Schreiben lautete:

„Mein Sohn! Du hast vielleicht nicht Unrecht, daß Du Dich mir nicht nähern willst, daß Du mir für den Namen und die Besitzthümer, die ich Dir in jüngster Zeit zugewendet habe, keinen Dank,

keine armselige Empfangsbestätigung zugesendet hast. Denn Alles in der Welt will seine Ausgleichung, und auch ich habe Unrecht gethan, mich in den Jahren Deiner Ehe so schroff von Dir zurückzuziehen, Dich ganz Deinem Schicksal zu überlassen. Meinem Herzen warst Du keinen Augenblick fremd, aber unter den damaligen Umständen konnte ich Dir nichts von den Vortheilen vermitteln, die nur der Gunst des Geschickes verdankt werden, die sich ein tüchtiger Mann, wie Du, nicht selbst hätte verschaffen können.

„Als mir Limbeer den Verlust meldete, den Du erlitten hast, war meine Genugthuung, daß nun Deine Laufbahn eine andere werden konnte, nicht so groß, daß ich Deinen Schmerz nicht bedacht hätte. Um ihn zu lindern, habe ich Dich mit einem kräftigen Ruck auf eine gesellschaftliche Position gehoben, die Dich wohl befriedigen mag.

„Nun meldet mir Limbeer, daß Du Dich zum zweiten Male verlobtest, und zwar mit der Baronin Hertha von Ambort, geborenen Gräfin Horstell. Und zum zweiten Male muß ich mich Deiner Verheirathung widersetzen. Laß Alles stehen und liegen und eile, zu mir zu kommen. Es gibt nichts für Dich auf Erden, was wichtiger wäre

oder früher geschehen müßte, als Deine Ankunft bei mir.

„Das Kartenhaus, das man auf Deine projektirte zweite Heirath gebaut hat, ist umgeblasen worden. Die Befreiung des Ottavio Scartelli wird nicht bewirkt werden. Seit ich seinen alten Vater, einen meiner theuersten Freunde, in Wien weiß, habe ich, die Nutzlosigkeit und die Gefährlichkeit der Befreiungsversuche wohl erkennend, der Enkelin des armen Freundes das Kloster als einzige und sicherste Zuflucht angeboten. Trotzdem trat ich in Unterhandlungen mit dem Grafen Flahault. Die politischen Konstellationen des Momentes und die gegenwärtigen Beziehungen des Grafen zu den Tuilerieen sind unübersteigliche Hindernisse. Ich bin trotzdem in der Sache geschäftig. Wüßte aber der Graf, welchen Mißbrauch Vicomte Pausone, der Schwiegersohn der Frau von Ambort, mit dem Namen Flahault getrieben hat, um eine Vermögensintrigue durchzuführen — nun, ich kann Dir schriftlich nur sagen, die Nachrichten, welche in acht Tagen aus Paris nach Wien gelangen werden, sie werden niederschmetternd sein für den Hofrath Limbeer und die französische Unterhändlerin!

„Genug von einer Sache, die Dich eigentlich nicht kümmern soll. Wie Du auch immer gegen mich gesinnt seist — Du wirst nicht einen Augenblick zögern, zu kommen, wenn ich Dir sage, es ist, als ob ein Sterbender Dich riefe, sein letztes Wort, seinen letzten Seufzer zu vernehmen.

Hilarius."

Erstaunt und mit fragendem Blick gab Hertha den Brief zurück.

„Ich reise natürlich sogleich," sagte Rohnhalden, „noch diesen Vormittag. Das ist also nicht der Augenblick, das Verhältniß zwischen Ihnen und mir zu erörtern. Die Gründe, die einen Bruch herbeiführen sollen, betreffen ohne Zweifel wieder meine Carrière, dießmal meine diplomatische, und werden mich daher so unbeugsam finden wie das erste Mal. Mein Rath, meine Bitte ist, daß Sie die drohende Auflösung unserer Verbindung vorläufig ganz in Schweigen hüllen, bis ich wiederkehre, bis wir klar sehen, was zu thun, was zu lassen ist. Trogau soll nichts erfahren, um ihm keine Illusion zu machen, die Welt soll nichts ahnen, um nicht zu dem abenteuerlichsten Gerede Veranlassung zu haben. Sind Sie damit einverstanden?"

„Vollkommen. Sie haben mein Wort und nur Sie selbst können mich davon lösen.“

„Ich danke Ihnen, Frau Baronin. Und jetzt noch rasch, was wegen der Scartelli zu sagen ist. Auch hier ist Schweigen das Erste und Nothwendigste. Acht Tage hindurch, bis die Nachrichten aus Paris ankommen, sollen die Unglücklichen noch ungestört hoffen. Die Hoffnung ist für die Traurigen, was der stärkende Schlaf für die Kranken, wer möchte sie ohne Noth daraus erwecken! Dieß bitte ich Sie dem Grafen Horstell einzuschärfen, der vom Scheitern der Befreiungsversuche bereits unterrichtet ist. Ein Zweites, was ihm seine Neigung zu dem unglücklichen Mädchen gebietet, ist, daß er, auf seine Liebe, auf sein altes Verhältniß zu Cornelia, auf was immer gestützt, die Berechtigung finde, dem grenzenlosen materiellen Elend der beiden Unglücklichen ein Ende zu machen. Wenn er nicht selbst klug genug, um zu wissen, wie dieß anzufangen, so werden Sie ihm mit Ihrem feinen Takt, Ihrem weiblichen Gefühl dabei zur Seite stehen. Nicht wahr?“

„Von ganzem Herzen. Es muß noch heute geholfen werden.“

„Leben Sie wohl. Ich hoffe wiedergekehrt zu

sein, noch bevor die verhängnißvollen Nachrichten aus Paris ankommen."

Rohnhalden schied.

Noch in derselben Stunde ließ Graf Heribert bei Frau von Ambort anfragen, ob er so unschicklich früh schon seine Aufwartung machen dürfe.

Er wurde sogleich angenommen.

Rohnhalden hatte indessen den Postwagen nicht besteigen wollen, ohne früher in die dürftigen Lebensumstände der armen Verfolgten selbst einigermaßen helfend einzugreifen. Aus dem Schreiben des Abts hatte er zum ersten Mal erfahren, daß zwischen dem geistlichen Herrn und dem greisen Scartelli eine alte Freundschaft bestand. Der junge Mann suchte seinen Bankier auf, Genickstein, und setzte ihm die Angelegenheit so weit auseinander, daß sich derselbe auf den Namen Rohnhalden stützen konnte, um den Italiener mit einiger Geschicklichkeit zu bewegen, Hülfe anzunehmen.

Genickstein hatte den Italiener niemals gesehen und lehnte es ab, ihn zu besuchen oder durch einen Bediensteten seines Hauses mit ihm in Berührung zu kommen, um sich nicht zu kompromittiren, bei einer so gefährlichen politischen Verfolgung den lauernden Agenten nicht verdächtig zu werden.

Allein nachdem er sich die imposante Figur Scartelli's genügsam hatte schildern lassen, um ihn bei einer Begegnung sogleich zu erkennen, versprach er, Mittel zu finden, mit ihm an irgend einem dritten Orte zusammenzutreffen. Die Anerbietungen, die er ihm stellen wollte, sollten den Anschein haben, vom alten und nicht vom jungen Rohnhalden auszugehen.

Dieser begab sich nun, einigermaßen beruhigt in dieser Beziehung, auf die Reise. Nicht selten findet man gerade bei Männern, deren Amt und Geschäft es ist, wie es so lange Zeit das Rohnhalden's war, als er noch Sombruch hieß, mit unnachsichtlicher Strenge, mit von den Umständen gebotener grausamer Härte jenes menschliche Elend zu behandeln, das man Schuld nennt, die weichste Theilnahme, die größte Opferwilligkeit für unverschuldetes Elend. Rohnhalden hatte in dem unbezwingbaren Drang, dem Unglück zu steuern, wo es ihm vorkam, große Aehnlichkeit mit seiner Verlobten.

Während man auf diese Weise von verschiedenen Seiten aus für die schwer bedrängten Fremdlinge thätig war, hatten diese in der tiefen Zurückgezogenheit ihrer kleinen Behausung keinen andern Anhaltspunkt, sich aufrecht zu erhalten, als das

Zählen der Tage, bis die ihnen in Aussicht gestellten rettenden Nachrichten aus Paris eintreffen sollten. Sie wußten sehr wohl, daß sie mit ihrer Gegenwart Diejenigen nur beängstigten, die von ihrem Schicksal unterrichtet waren, und Cornelia, wie groß auch ihre Sehnsucht nach Hertha war, widerstand der täglichen Versuchung, die Freundin wiederzusehen. Denn täglich kam Kaspar mit einer Einladung dazu und mit einer geschickt ausgedachten Botschaft, welche das Ueberbringen von Blumen, Früchten, Bonbons und anderen kleinen Geschenken rechtfertigen sollte. Wie ein gastliches Licht in der Ferne dem einsamen nächtlichen Wanderer, erschienen den Verlassenen diese Botschaften der Baronin, sie waren ihnen ein Beweis, daß sie mit einer harmlosen, heitern Welt guter Menschen noch zusammenhingen.

An demselben Vormittag, an welchem Rohnhalden abreiste und Graf Horstell sich zum ersten Male wieder mit seiner „Tante" besprach, sollte den Italienern noch ein anderer Besuch als der Kaspar's zu Theil werden. Mehrere ungebundene Bücher unter dem Arm stieg ein kleiner alter Mann mühsam die Treppen zum Buchbinder hinauf. Nachdem er oben ausgeschnauft hatte, setzte er seine

Wünsche auseinander, wie die Bücher zu binden seien, und erst, nachdem er inzwischen Zeit gehabt hatte, sich zu überzeugen, daß kein anderer Kunde, kein Fremder anwesend war, wagte er nach Signor di Scartelli zu fragen und ob derselbe allein in seiner Kammer sich befinde.

Cornelia, die in der Werkstätte, welche zugleich Wohnzimmer war, mit den kleinen Mädchen des Buchbinders sich beschäftigte und die der kleine Mann für eine ältere Schwester dieser Mädchen hielt, stand sogleich auf und unterrichtete den Großvater von dieser Nachfrage. Er erkannte mit großem Vergnügen in dem Angemeldeten das eisgraue Männlein aus der Kanzlei im Palaste Rohnhalden.

„Nachrichten von meinem Freunde," rief er freudig aus, „das ist eine Wohlthat."

Nachdem er es seinem Besucher so bequem als möglich gemacht, sagte dieser:

„Ich komme im Auftrag meines Gebieters, des Freiherrn und Abtes Rohnhalden. Nur wenn Noth an Mann ist, setzt mein gnädiger Herr noch meine alten Knochen in Bewegung. Er will Ihnen nicht schreiben, damit der Brief nicht auf der Post gelesen, auch nicht etwa bei Ihnen vorgefunden werde.

Er will auch nur durch mich, der ich ihm der Verläßlichste und Schweigsamste bin, Ihnen sagen lassen, Sie mögen es möglich machen, zu ihm zu kommen, ohne lange Zögerung, nach Paschlawitz in Mähren. Hier ist der Name des Ortes aufgeschrieben und die Wege sind dabei angegeben, die Sie zu meinem Herrn führen. Und das ist Alles, was ich zu sagen habe."

Er erhob sich und als er wieder die Werkstätte betreten hatte, nahm er die mitgebrachten Bücher wieder an sich, indem er nach dem Preise fragte, den das Binden gekostet hätte. Als ihm dieser genannt worden, legte er den Betrag in Gold auf den Tisch und sagte:

„Die Bestellung war einmal gemacht und Sie sollen selbst die Mühe des Anhörens nicht umsonst gehabt haben. Aber die Bücher können hier nicht gebunden werden."

Offenbar hatte er sie nur mitgenommen, um etwaigen Spähern auf der Straße das Ziel seines Ganges zu verdecken. Mit Beschleunigung suchte er die Treppe hinab zu kommen.

Seltsam bewegt blieb der greise Scartelli zurück. Eine Reise wäre ihm in seiner Lage das Erwünschteste gewesen, auch für Cornelia, zunächst

weil eine solche Veränderung das immerwährende, die Nerven abspannende Warten wohlthätig unterbrochen hätte, sodann, weil eine Unterredung mit dem Freunde nur ersprießliche Folgen für die Zukunft im Fall ungünstiger Nachrichten hätte haben können. Allein der Freund hatte wohl nicht bedacht, daß zwei Behelfe unumgänglich nöthig gewesen wären: eine Geldsumme und ein Reisepaß.

„Von Geldbedarf kann mein Freund nichts wissen,“ sagte Scartelli zu sich selbst, „denn ich habe ihm nichts von diesem Punkt meiner traurigen Lage geschrieben, als ich für Cornelia Rath von ihm verlangte. Den Paß aber, meinte er wohl, könnte ich entbehren, wie in den Tagen unserer fröhlichen Jugend, als wir auf Abenteuer ausgingen und auch ohne papierene Förmlichkeiten hingelangten, wohin wir wollten. Er bedenkt nicht, wie viele Jahre seitdem vergangen sind und daß ich obendrein jetzt ein zartes weibliches Wesen zu begleiten und zu schützen habe.“

Er berieth sich nicht mit Cornelia, um das Mädchen nicht durch die Unausführbarkeit des Gedankens nur zu beunruhigen, aber er sann beständig darüber nach, wie er dennoch zu ermöglichen wäre. In der harten Bedrängniß, während er in

Wien lebte, war er bei den Armen in die Schule gegangen und wußte genau, in welchen Winkeln der großen Stadt armselige Besitzstücke noch am günstigsten verpfändet werden konnten. Bei solchem Anlaß war ihm ein Jude bekannt geworden, der gerne mit Leuten Geschäfte machte, die sich ausweisen konnten, von Adel zu sein. Dieß war der Jude Dromberger in der Kohlmessergasse.

Zwar besaß der greise Italiener nichts Entbehrliches mehr, das nicht schon seinen Weg in die Kuriositätensammlung gefunden hätte, wie Dromberger seine Schränke mit den aufbewahrten Pfändern nannte. Allein der magere kleine Jude war ihm stets so gewandt, praktisch und mit allen wiener Verhältnissen vertraut erschienen, daß er beschloß, ihn noch an demselben Tage zu Rathe zu ziehen und den lieben Gedanken, zum Freiherrn von Rohnhalden reisen zu können, nicht früher aufzugeben, als bis auch Dromberger dazu nicht sollte verhelfen können. Es galt vor Allem, durch diesen einen sogenannten Passierschein zu erlangen, ohne welchen es damals für Jedermann unmöglich war, Wien zu verlassen.

Wer auch nur aus der nächsten Provinzstadt nach Wien gelangen wollte, mußte einen Paß mit-

bringen, um nicht verhaftet zu werden. Dieser wurde ihm an der „Linie" abgenommen und ihm dafür ein Zettel gegeben, mit welchem er sich spätestens am nächsten Tage vor der Polizeidirektion zu „stellen" hatte, um über den Zweck und die Dauer seines Aufenthaltes genaue Rechenschaft abzulegen. Nach Umständen erhielt er dann für längere oder kürzere Zeit einen Erlaubnißschein zum Verweilen, welcher nach Ablauf der Frist auf persönliches Ersuchen erneuert werden konnte. Wien sollte keine Fremden haben, ein Fremder aber war selbst der nicht in Wien geborene Oesterreicher. Wien sollte aber auch nicht in die Fremde gehen, und gleich peinliche Umstände hatte der Wiener selbst durchzumachen, wenn ein Wandergelüste in ihm erwachte. Das Gebiet, in welchem er es unbehelligt von polizeilicher Aufsicht befriedigen konnte, war sehr eng gezogen; darüber hinaus gab es Prozeduren, als ob der Feind im Lande gewesen wäre und nun die Hauptstadt durch einen Militärkordon von der übrigen Welt abgesperrt hätte. Der Bann konnte nur mittelst eines Passierscheins durchbrochen werden, welchen auf der wiener Polizeidirektion zu erlangen zu den schauerlichsten Momenten im Leben eines ehrlichen Mannes ge-

hörte. Man mag sich wohl vorstellen, wie unter solchen Bedingungen Handel und Verkehr gediehen, in einem Lande, das durch Reichthum und Fruchtbarkeit auf die ungehemmteste Weltverbindung angewiesen war.

Nachmittags begab sich Scartelli in die innere Stadt und die frühe Dämmerung des Winters warf schon nächtliche Schatten auf die Straßen, als der Greis das Haus betrat, wo Dromberger seine Wohnung und sein Comptoir hatte, das zugleich Verkaufsladen und Pfandhaus war. Der Tag war ein Freitag, der Sabbath brach an und Dromberger schloß die Räumlichkeiten seiner Handelsthätigkeit früher als an anderen Tagen.

„Heute mache ich keine Geschäfte mehr!“ rief er dem Eintretenden entgegen, sobald er ihn trotz der eintretenden Dunkelheit erkannt hatte.

„Ich komme nicht in Geldsachen,“ erwiederte Scartelli.

Neugierig, in welch’ anderen Sachen man sich an ihn wenden könnte, führte Dromberger den Greis in das Nebenzimmer des Comptoirs. So gut er es in seinem schwerfälligen Deutsch vermochte, brachte Scartelli sein Anliegen vor, daß Dromberger in seinem eigenen Namen und dem

einer Tochter einen Passierschein nach Paschlawitz in Mähren löse und dem Italiener und seiner Enkelin zur Benützung überlasse nur für wenige Tage; die Rückkehr sollte rasch erfolgen.

„Gott soll mich hüten!“ schrie Dromberger, „Sie wissen nicht, was Sie verlangen.“

Gelassener fuhr er fort:

„Meinem ärgsten Feind wünsch' ich nicht, mit solchen Sachen zu thun zu haben. Denn warum? Auf dem Peter — Sie wissen ja, so heißt der Platz, wo die Polizeidirektion ist — handelt man lieber um gedörrte Zwetschgen mit den alten Weibern, als um irgend etwas mit dem alten Regierungsrath. Was geschieht mir, wie ich vor zwei Monaten hab' nach Preßburg müssen? Ich geh' auf den Peter — der Regierungsrath Dummbacher ist selbst da. Ich mach' keinen Witz, so heißt der Polizeidirektor wirklich, wenn Sie nicht eingeladen sind bei mir, mach' ich keine Witze — nu, wie ich hab' sagen wollen, der Regierungsrath fragt mich, was wollen denn Sie — er hat eigentlich gesagt Sö — in Ungarn? Hätt' ich gesagt Geschäfte, hätt' ich gleich können sehen, daß ich nur wieder fortkomme! Denn warum? Sie werden's als ein Fremder nicht glauben, Ungarn gehört doch auch dem Kaiser

von Oesterreich, ist also mit der Stadt Wien im Grund dasselbe Land, und doch muß man auf dem Weg hin und her Alles verzollen. Und hier fürchten sie in Einem fort, man könnt' ungarischen Tabak nach Wien bringen. Ich sag' also zum Regierungsrath, ich will zum Vergnügen nach Preßburg. Da schüttelt er den Kopf und meint, daß in Preßburg gerad' die Wahlschlägereien, und ob denn die ungarischen Schläg' ein Vergnügen? Da sag' ich, das Vergnügen, das ich haben will, ist die Gesundheit. — Sie sind ja kerngesund, sagte er. — Ja, antwort' ich, das Geschwisterkind meiner Frau lebt in Polen und hat ein Halsübel. Der Doktor will dafür Luftveränderung und meint, es wär' ein Familienübel. Das Geschwisterkind kann nicht fort, unmöglich! Weil es aber ein Familienübel ist, so mein' ich, wenn ich die Luft verändere und nach Preßburg gehe, so wird es auch helfen. — Endlich war ich vom langen Stehen so müd, daß ich einen Fußfall mache, bloß um mich auf dem Boden auszuruhen. Das hat den Regierungsrath Dummbacher sehr gerührt, er ist sich vorgekommen wie der Kaiser, und ich hab' können nach Preßburg reisen. — Sie werden aber einsehen, daß ich nicht alle Tag' kann den Dummbacher zum Kaiser machen.

Einen Passierschein nach Mähren verlangen! Was soll ich denn sagen? Geschäfte? Ich hab' keine Geschäfte in Mähren, das weiß die ganze Welt. Vergnügen? Was soll es denn für ein Vergnügen in Mähren geben? Die Ganslebern in Nikolsburg bekommen wir nach Wien hereingeschickt. Wenn ich noch wär' ein Tolerirter, was mir schon so lang versprochen ist, könnt' ich mich vielleicht trauen, so aber bin ich nur in Schutz und da darf ich es mit der Polizei nicht verderben."

Achtzehntes Kapitel.

Aus dem Hause gegenüber fiel ein Lichtstrahl in die Stube und Dromberger, dadurch an das Eintreten des Sabbaths gemahnt, sprang auf und gab deutlich zu erkennen, daß er den Besuch beendet wünschte. Scartelli, schon durch die Schwierigkeit, die ihm die Sprache bereitete, nicht befähigt, sein Verlangen durch weitere Argumente zu unterstützen, war im Begriffe, sich zu entfernen, als eine Gestalt an der Schwelle erschien, geeignet, den Handelsmann sogleich vergessen zu machen, daß der anbrechende Abend keine Geschäfte mehr erlaubte.

„Herr von Genickstein!“ rief Dromberger, dessen Katzenaugen den Eintretenden auch in der Dunkelheit sogleich erkannt hatten.

Der edelmännische Bankier war gekommen, weil er Peter von Rohnhalden versprochen hatte,

eine Begegnung mit dem alten Italiener zu suchen, und Dromberger sein Agent und Späher in allen Angelegenheiten war, die er nicht durch seine eigenen Leute offen betreiben lassen wollte. Als Genickstein nun aus dem Schwatzen des kleinen Juden erfuhr, wer vor ihm stand, pries er diesen Zufall und begrüßte Scartelli mit so großem Respekt und mit so viel Aufwand feinster Liebenswürdigkeit, daß Dromberger große Augen machte, den Mann, dem er auf Pfänder einige Gulden geliehen hatte, wie einen Fürsten begrüßt zu sehen.

Scartelli empfand einige Scham darüber, seine Würde als Edelmann und die gesellschaftliche Stellung, die er von jeher in der Welt einzunehmen berechtigt war, gerade an diesem Orte wieder anerkannt zu finden. Um seine Anwesenheit gleichsam zu entschuldigen, gab er eine Darlegung der Umstände, die ihn hieher geführt hatten. Er sprach die unerläßliche Nothwendigkeit, ja den heißen Wunsch aus, mit seiner Enkelin eine Reise nach Mähren zu unternehmen, schilderte seine Verlegenheit, während eines politischen Prozesses, wie er sich ausdrückte, die dazu nöthigen Erlaubnißscheine zu erhalten; er erzählte, daß er den vielgewandten Kaufmann hier vergebens um

den Dienst anging, sie ihm zu verschaffen, und warf mit wehmüthiger Ironie ein Licht auf die herrschenden Weltzustände, in denen ein sonst redlicher Mann sich es zum Triumph anrechnen müsse, die Behörden täuschen, die Gesetze umgehen zu können, weil dieselben barbarische und unnatürliche seien, dem angeborenen Recht des Menschen widerstrebend.

„Und dieser kleine Mann hier versagt Ihnen, was Sie von ihm verlangen?“ fragte Genickstein, indem er ungenirt mit dem Finger auf Dromberger zeigte.

Und sich zu diesem wendend, fuhr er fort:

„Wissen Sie, mein Lieber, daß ich eigentlich in Ihren Geschäften gekommen bin? Ich war in dieser Woche im Bureau eines höhern Beamten. Da lag ein Dekret auf dem Tisch und als ich zufällig die Augen darauf warf, erkannte ich Ihren Namen. Ich habe eine Schwäche für Sie, das wissen Sie, und so genirte ich mich nicht zu fragen, was in dem Papier stünde. Es war das Dekret, das Ihnen die Toleranz verleiht, es fehlten aber leider noch die Unterschriften.“

Dromberger gerieth durch diese Mittheilung ganz außer sich, er sprang im Zimmer umher wie

ein Männchen aus Guttapercha, das man drückt und schnellt, dann riß er die Thüre zu einem Korridor auf, der die Schreibstube mit seiner Wohnung verband, und rief aus Leibeskräften:

„Gütele! Laß die Lampe herüberbringen, die große, ich habe hohen Besuch bei mir. Geschwind!"

„Es ist nicht nöthig, daß Sie Ihre Frau inkommodiren," sagte Genickstein, „ich sehe Herrn von Scartelli im Begriff, sich zu entfernen und ich will auch gleich wieder fort."

„Aber was hat Ihnen die Excellenz von meiner Toleranz gesagt?" schrie Dromberger und stellte sich vor die Thür, als wollte er Genickstein verhindern, ihn zu verlassen, bevor diese Frage beantwortet war.

„Es fehlen, wie gesagt, nur die Unterschriften," erwiederte der Bankier, „die Excellenz weiß keinen Grund, warum man sich damit beeilen soll, und findet Sie überhaupt gar nicht zu toleriren."

„Das kann von der Excellenz nicht ernsthaft gemeint sein," sagte Dromberger sehr niedergeschlagen, „ich muß Ihnen erzählen —"

„Kein Wort!" unterbrach ihn Genickstein, „Sie haben bloß zu hören. Ich bin in der Lage, die Unterschriften herbeizuführen, sobald Sie Herrn

von Scartelli die Pässe besorgten. Sie sind auf der Polizei genugsam bekannt, man gibt Ihnen, was Sie verlangen, ohne zu fragen; die Sache kann also für Sie nicht einmal eine Schwierigkeit haben."

„Da kennen Sie die Polizei schlecht," entgegnete Dromberger, „sie macht immer Schwierigkeiten, ausgenommen den Leuten, die stehlen. Aber Sie sollen den Passierschein haben, Herr von Scartelli, können Sie morgen Mittag zu mir schicken?"

Scartelli dachte nach und sagte dann halblaut vor sich hin:

„Ich habe Niemanden zum Schicken. Doch! der Bediente der Baronin Ambort wird mir den Weg machen."

„Der Bediente der Baronin Ambort wird mir eine Ehre sein," sagte Dromberger und ließ mit der Lampe, die jetzt gebracht wurde, den fortgehenden beiden Herren über die noch finstere Treppe hinableuchten.

Unten stand der geschlossene, zweisitzige Fiaker Genickstein's und dieser wußte unter dem Vorwand, ebenfalls nach der Landstraße fahren zu müssen, Scartelli zu bewegen, den Platz neben ihm im Wagen einzunehmen.

So gefürchtet aber waren damals die geheimen Agenten, die „Vertrauten", selbst von Denjenigen, die mit höheren Staatsbeamten im Verkehr standen, daß Genickstein sogleich die inneren Vorhänge der Wagenfenster herabließ, um von Außen nicht in der Gesellschaft gesehen zu werden, in der er sich befand.

Mit einschmeichelnder Beredsamkeit suchte er während der Fahrt dem alten Manne freundschaftlich näher zu kommen. Auf den Umstand sich berufend, daß er der Bankier des Freiherrn von Rohnhalden sei, erklärte er sich bevollmächtigt, die Mittel auszufolgen, daß Scartelli sich der Dürftigkeit seiner gegenwärtigen Lage entreißen könnte, und brachte das Anerbieten in zartester Umschreibung vor. In der Antwort, die er empfing, gab sich das Verständniß für diese Zartheit, aber auch die bestimmte Ablehnung zu erkennen, besonders darauf gestützt, daß Scartelli ja jetzt Hoffnung hätte, alle seine Verhältnisse mit dem alten Freunde selbst zu besprechen, wenn sich die Reise nach Mähren verwirklichen sollte.

Inzwischen hatte die Abwesenheit des Greises seiner Enkelin nicht bloß ein erwartungsvolles Alleinsein zurückgelassen. Mit einem bangen Ge=

fühl, aus Wunsch und Verzagen gemischt, hatte sie gesehen, wie ihr Großvater sich auf den Weg machte, ohne Zweifel, um Mittel zu finden, die Entfernung von Wien zu ermöglichen. Das Herz pochte ihr bei dem Gedanken an diese Möglichkeit, nicht anders, als müßte unmittelbar vor den Thoren der Stadt das sonnige Heimatland sich vor ihr ausdehnen. Zum ersten Mal erfuhr sie die Schauer eines nordischen Winters, und wenn das Gefühl des Unglücks schon in gewohnter Umgebung eine Veränderung des Ortes wünschenswerth macht, wie erst, wenn dieser so fremd anmuthet, daß er an sich schon geeignet ist, wie ein Unglück betrachtet zu werden!

Cornelia saß still und allein in ihrer Kammer. Die Abwesenheit des Großvaters gestattete ihr, der Traurigkeit, von der sie im Innersten erfüllt war, keinen Zwang aufzuerlegen. Mehr als der Schmerz des Heimwehs war es die Woche, die noch vor ihr lag, bis die Entscheidung aus Paris eintreffen sollte, eine Woche, die nichts enthalten sollte, als das Bangen der Erwartung und Ungewißheit, was ihr die Seele zusammenpreßte. Entzog sich ihr doch sogar der einzige Trost, den Wien für sie hätte haben können, der Verkehr mit Hertha von Ambort.

Oft schon hatte sie ihr in diesen Tagen schreiben wollen, aber die langen Reden, die sie im Stillen an sie richtete, hatten alle nur die namenlose Sehnsucht nach der Freundin zum einzigen Inhalt und wären aufgeschrieben nichts weiter gewesen, als eine Appellation an die Großmuth der Baronin, eine Aufforderung, den Gefahren zu trotzen, die für die edle Frau mit einer Annäherung an Cornelia verbunden gewesen wären. Darum schwieg sie lieber und trug nur Kaspar, wenn er täglich mit seinen kleinen Botschaften und Geschenken kam, nichtssagende Dankesworte auf.

Gewiß wäre die Sehnsucht Cornelia's nicht so groß gewesen, wenn sie sich der geliebten Frau nicht so nahe befunden hätte, in derselben Stadt, jeden Augenblick erreichbar. Dieß dachte das Mädchen selbst, als es in der Einsamkeit während der zunehmenden Dunkelheit still vor sich hinbrütete. Wäre die Entfernung von Wien nicht eine Erlösung auch von dem allzu brennenden Schmerz um Hertha gewesen? Draußen in einem andern, fremden Lande wäre ihr die Freundin durch die Entfernung entrissen gewesen und sie hätte sich einbilden dürfen, nicht durch die Umstände. Hatte der Großvater nicht Mähren als das Ziel der Reise

genannt? Hatte sie dieses Wort nicht von den Lippen Heribert's vernommen, war das nicht seine Heimat? Heiß trat ihr das Blut in die Wangen und glühender wurde die Sehnsucht nach der Reise.

Wie aber sollte sie möglich werden? Der Großvater hatte selbst für sich allein wahrscheinlich nicht mehr die Mittel dazu, gewiß aber nicht für Beide. Und selbst wenn diese beschafft wären, wie sollten sie fortkönnen? War ihnen nicht von der Behörde geboten worden, Wien nicht zu verlassen, war die Stadt nicht für sie ein Kerker, wie sollten sie durch Mauern und Wachen dringen?

Nein! es blieb nichts, als diese lange, bange Woche der Erwartung geduldig zu Ende zu harren, ohne sich durch eine Veränderung über die Qual hinwegzutäuschen.

Cornelia stand am Fenster und warf nach dem umdunkelten Himmel einen jener Blicke, in denen sich unbewußt so viele Trauer und Trostlosigkeit ausdrückt und deren auf dieser armen Erde so viele täglich aufwärts gerichtet werden.

An die Thüre wurde gepocht und als sie sich öffnete, fiel der Lichtschimmer von draußen auf die Gestalt der eintretenden Baronin von Ambort. Ein Schrei des Entzückens entrang sich der Brust

Cornelia's, mit der heißblütigen Leidenschaftlichkeit der Italienerin warf sie sich der Langvermißten zu Füßen, küßte ihr Kleid, ihre Hände, umklammerte ihre Kniee und lag ihr endlich schluchzend in den Armen.

„Hertha! Hertha!" rief sie unaufhörlich.

„Geliebtes Kind!" sagte die Baronin, und bemüht, diesen Sturm zu beschwichtigen, erzählte sie, wie sehr sie durch die unvermeidliche Trennung betrübt war und daß sie sich nur ferne gehalten, um den Verfolgten nicht dadurch zu schaden, daß man einen Verkehr irgend welcher Art bei ihnen wahrgenommen hätte.

„Und haben Sie ein Anzeichen erhalten, wie die Nachrichten aus Paris ausfallen werden?" fragte Cornelia.

„Politische Dinge kann ich hier nicht besprechen," antwortete Hertha ausweichend, „das werden Sie einsehen, aber ich habe auch andere Dinge bei Ihnen zu thun. Wissen Sie, daß Heribert in Wien ist?"

„Wo?" rief Cornelia naiv und freudig.

„Bei Ihnen, wenn Sie wollen, wenn Sie es gestatten."

„O, er soll kommen! Nur zwei Worte müssen

vermieden werden. Er darf keine Erklärung von mir verlangen und er darf nicht von der Zukunft mit mir sprechen. Beides darf nicht gesagt und nicht vernommen werden, bis mein Vater frei ist."

„Geben Sie ihm selbst diese Lehre," sagte Hertha, „er ist hier."

Cornelia rief den Namen des Geliebten so durchdringend, daß ihn der Schrei selbst aus weiterer Ferne hätte herbeiziehen müssen. Er stand plötzlich vor ihr; sie erkannte in der Dämmerung seine schlanke Gestalt und sanft und schweigend legte sie ihr Haupt an seine Brust. Auch er war keines Wortes mächtig. Es war einer jener Augenblicke, in welchen Menschen sich von verhängnißvollen Schicksalen umsponnen fühlen und sprachlos zu lauschen scheinen, ob ihnen der eherne Gang des Fatums nicht an das Ohr dringen wolle.

Cornelia raffte sich nach langem Schweigen auf. Sie ließ Licht in die Kammer bringen und während sie sich auf den Schemel zu Füßen Hertha's niederließ, forderte sie Heribert mit Lächeln auf, sich einen Sitz nach seiner Erfindung in dem kleinen Raume möglich zu machen.

Ein Glanz des Friedens und der Heiterkeit schien plötzlich auf ihre Seele zu fallen. Sie er-

innerte Heribert an die Karnevalsfeste, die er in Italien gesehen hatte, bat ihn, sich die Räume im Palast ihres Vaters in Florenz zu vergegenwärtigen, wo er sie zum ersten Male gesprochen, und forderte ihn auf, die Verwandlung der äußern Situation für einen Mummenschanz zu halten, der doch einmal werde ein Ende nehmen müssen.

Heribert, der sich einen Sitz zurecht gemacht, sagte heiter:

„Die trügerische Maske nimmt man nur vor, damit sich darunter die Wahrheit um so freier entfalten kann. Wie reizend war es, als Sie, theure Cornelia, in Florenz in der wahren Gestalt Ihres Lebens all' die ersehnten Antworten, die ich begehrte, scheu verbargen, neckisch zurückhielten. Wie reizend wäre es, wenn Sie jetzt, in der Vermummung und Verkleidung, mir all' die ersehnten Antworten wie Confetti in das Gesicht werfen würden. Was ist mein Schicksal? Welche Ritterthat verlangen Sie von mir, damit der Zauberbann gebrochen werde, den es Ihnen gefallen hat, zwischen uns aufzurichten?"

Cornelia wendete sich ab und richtete ihre großen Augen wie hülfeflehend auf Hertha. Diese sagte:

„Nein, Heribert, Sie dürfen nicht verlangen,

daß man Ihnen jetzt das holde Märchen Ihres Lebensglückes vorerzähle, so daß Sie bloß zuzuhören brauchten und Alles wäre gut. Sie selbst, Sie allein müssen sprechen. Sie sehen hier die arme, verwunschene Prinzessin. Sie ist zur Bewohnerin dieser kleinen Hütte verzaubert worden. Sprechen Sie das rechte Wort und eine große Veränderung wird vorgehen. Ich weiß ja, was Sie im Sinne haben, ich weiß auch, daß es von der rechten Wirkung sein wird, wenn Sie die Macht haben, es auszusprechen. Diese Macht gibt Ihnen Ihr eigenes Herz."

„Cornelia," sprach der junge Graf, „wenn Sie mir vertrauen, wenn Sie nur recht wollen, so ist all' der böse Spuk, der Sie umgibt, mit einem Schlag verschwunden. Es gibt eine Ballade, sie wird mir oft von einem lieben Munde vorgesungen. Ein wildes, schönes Waldmädchen wird auf ein schnelles Roß gehoben und nach einem Grafenschloß entführt. So kühn bin ich nicht, dieß möglich zu glauben. Aber neben dem Schloß ist ein friedliches, kleines Haus, — ach! Tante Hertha, kommen Sie mir zu Hülfe. Ich kann die beweglichen Worte nicht finden, weil ich selbst zu bewegt bin. Sie aber haben meinen Plan ruhig

geprüft und ihn gut befunden. Sprechen Sie für mich.“

„Liebes Kind,“ sagte die Baronin, „ich verstehe auch nicht Märchen und Balladen zu singen. Der Graf hat aber einen ernsthaften Vorschlag zu machen, den ich billige. Er will Sie in seinen Schutz nehmen, Sie und Ihren Großvater. Morgen oder wann Sie bestimmen, kehrt Heribert auf sein Gut Horstellburg zurück. Wenn Sie ihm nicht die Ehre erweisen wollen, in seinem Schloß zu wohnen mit dem alten Herrn, so steht in der Nähe das Haus seiner Milchschwester Pepinka und ihres Vaters. Das gute Mädchen würde Sie hegen und pflegen als einen anvertrauten, kostbaren Schatz. Das Haus steht nicht wie dieses hier in der beklemmenden Enge der Stadt. Felder sind rings umher, weite Haiden, erfrischende Einsamkeit. Dort athmen Sie eine freiere Luft, sind unbewacht und ungestört, können tagelang umherschweifen, mit einem Ritt in den Wald die Stellen aufsuchen, wo Ihnen vielleicht heimatlich zu Muthe wird. Der Graf würde sich Ihnen nur nähern, so oft Sie selbst es wünschen. In der Gesellschaft Ihres Großvaters und des guten Mädchens könnten Sie heiterer und ruhiger als

hier die Entscheidung über das Schicksal Ihres Vaters abwarten."

„O Himmel! Wie würde es mich beglücken, aus dieser Stadt fortzukommen," rief Cornelia, „und der Großvater hat außerdem die Aufforderung erhalten, einen alten Freund in Mähren zu besuchen. Aber wissen Sie denn nicht, theure Freundin, daß wir nicht fort dürfen, daß Spione uns umgeben, daß man uns die nöthigen Papiere verweigern würde, daß wir schon jetzt, schon hier im Kerker leben!"

In diesem Augenblicke kehrte Scartelli zurück. Cornelia flog ihm an den Hals, sie hatte keinen andern Ausdruck für die freudige Erregung, die der Besuch der beiden theuren Menschen in ihr hervorgerufen. Dann, als er die Anwesenden heiter überrascht begrüßt hatte, erzählte sie ihm mit stürmischer Hast den Plan des Grafen und flehte ihn an, die Ausführung möglich zu machen.

„Wenn wir die Gastfreundschaft des Grafen annehmen dürften, mein Kind," sagte Scartelli, „so wäre es doch nur mit der Versicherung, daß wir ihn bei den Gedanken an die Zukunft, die er dabei im Auge hat, nicht wieder täuschen wollen, wie es schon einmal geschehen ist. Was sagst Du, Cornelia?"

Ehe das Mädchen antworten konnte, sprach der junge Graf:

„Kein Wort hierüber, Signor, ich bitte! Wenn ich das Glück haben darf, Sie auf meinem Grund und Boden zu beherbergen, so muß die Zukunft sich erst an dieses Glück knüpfen, als wäre keine Vergangenheit gewesen. Keine freie Entschließung soll dadurch geändert werden."

Cornelia reichte dem jungen Grafen beide Hände. Er las in ihrem innigen Blick den Dank, daß er den bangen Aufregungen, die das Schicksal ihres Vaters ihr bereitete, eine neue hinzuzufügen vermieden hatte.

Scartelli gab nun Nachricht, daß er die Schwierigkeit wegen der Pässe gehoben glauben dürfte. Nun wurde verabredet, daß Graf Horstell Großvater und Enkelin am Nachmittage des nächsten Tages mit seinem Reisewagen abzuholen hätte. Scartelli nahm die Kunde, daß er in Horstellburg Cornelia unter weiblicher Hut allein werde zurücklassen können, mit großer Freude auf. Dadurch wurde es ihm leicht und bequem gemacht, von dort aus das Kloster, dem sein alter Freund als Abt vorstand, zu erreichen.

Die Baronin und Heribert nahmen Abschied

und ließen zwei Menschen zurück, die nach Wochen der Angst und unsäglichen Jammers zum ersten Male die erfrischende Luft eines aufgehenden Sommertages zu wittern glaubten. Stumm und nachdenkend standen sie neben einander, dem neuen Gefühl ganz hingegeben, am niedern Fenster und blickten empor.

„Wenn beglückende Nachrichten aus Paris kämen," sagte Cornelia, „dann wäre Alles, Alles wieder gut."

„Nicht viel des Guten ereignet sich auf dieser Welt, es ist schon genug, wenn das Schlechte sich ein wenig veringert," erwiederte Scartelli mit harter Melancholie.

Am nächsten Vormittag erschien Kaspar als Ueberbringer umfangreicher Sendungen der Baronin. Sie schickte Reisekleider, Pelzwerk, fast eine ganze Ausstattung und bediente sich des Vorwandes, daß alle diese Gegenstände Geschenke für Heribert's Milchschwester, Pepinka Nigris, wären, mit der Bitte, daß für die Reise Brauchbares sogleich von Cornelia selbst benützt werde, was die angenehmste Weise wäre, um es der Empfängerin zu überbringen; ja, sie sprach die Hoffnung aus, die beiden Mädchen würden bald als Schwestern ein

gemeinsames Eigenthum an den übersandten Gegenständen haben.

Scartelli benützte das Erscheinen Kaspar's, um ihn für den Gang zu Dromberger, wegen Abholung der Reisedokumente, zu gewinnen. Diese sollte Kaspar sodann dem Grafen Horstell übergeben, der an diesem Tage noch von der Baronin Ambort Abschied nehmen würde. Denn Kaspar wußte, daß der Graf im Hause Hertha's noch erwartet wurde.

„Dromberger?“ sagte Kaspar; „weiß schon! Ist Pfandjud! Leiht aber nicht auf alte Hosen, nur auf alte Namen.“

*

Als Kaspar in der Kohlmessergasse erschien, wartete Dromberger bereits ungeduldig. Die von der Sicherheitsbehörde auf sehr künstliche Art erworbenen Passierscheine brannten ihm in der Hand wie Zeugen einer begangenen Unthat.

Nachdem sich Kaspar als Bedienter der Baronin Ambort legitimirt hatte, sagte Dromberger:

„Warum kommen Sie so spät?“

„Ging Gäng' gehen,“ erwiederte Kaspar.

„Sie sind bei der Baronin Ambort? Das ist

eine reiche Frau, nicht erhört. Ich möchte haben, nur was sie nicht braucht."

„Nicht braucht?" brummte Kaspar, „und bekommt wöchentlich wenigstens zwanzig Geldbriefe."

„Das ließ' ich mir wirklich auch gefallen!" rief Dromberger mit aufrichtigem Neid.

Grimmig entgegnete Kaspar:

„Probiren Sie's 'mal! Wären gerad' der Rechte dazu."

Sehr entrüstet zog er von dannen, nachdem er die Reisedokumente in Empfang genommen hatte.

Noch in derselben Stunde erschien Dromberger im Comptoir Genickstein's, um diesem zu melden, daß das schwierige und gefährliche Werk ausgeführt war. Der Bankier war in der That sehr erfreut, Scartelli einen Dienst vermittelt zu haben, weil er voraussehen konnte, die beiden Rohnhalden dadurch zu verpflichten, deren Geschäfte zu führen ihm zu große Vortheile bot, als daß er nicht hätte trachten sollen, sich bei Gelegenheit Dank zu erwerben.

Dromberger, als er die gute Wirkung seines Berichtes erkannte, kam resolut auf seine Angelegenheit hinsichtlich der Toleranz zurück.

Genickstein sagte in dem Tone, den er diesem kleinen Mann gegenüber anzuschlagen pflegte und womit er das Beleidigende unter freundlicher Gelassenheit verbarg:

„Man tolerirt in Wien schlimmere Leute als Sie, Dromberger. Ich will für Sie zur Excellenz gehen. Heut ist es schon zu spät und morgen ist Sonntag. Also übermorgen. Aber apropos! ich liebe es nicht, daß man Sie bei mir erscheinen sieht. Bei mir werden Sie noch lange nicht tolerirt sein, wenn Sie auch schon das Dekret haben werden. Ebensowenig liebe ich es, zu Ihnen zu schicken, den Verkehr mit Ihnen thue ich gern im Verborgenen ab. Senden Sie also Dinstag einen Ihrer Leute zu mir und Sie werden schriftlich Nachricht erhalten, wenn Ihre Sache geordnet sein wird."

An dem bezeichneten Tage sagte Dromberger zu seiner Frau:

„Gütele, Du mußt selbst zu Genickstein gehen. Du bekommst etwas Eigenhändiges für mich. Eigenhändig, das ist kein Spaß, das vertrau' ich Keinem an als Dir."

Als die dicke Frau im Comptoir Genickstein's erschien, lag der Brief bereits gesiegelt vor, in

welchem der günstige Verlauf der Angelegenheit gemeldet wurde.

Beim Anblick des weiblichen Boten nahm der Bankier das Couvert noch einmal zur Hand und schrieb darauf:

„Durch Güte—le.“

Neunzehntes Kapitel.

Helle, heitere Wintertage waren angebrochen. Die Luft war kalt und trocken, der Himmel blau und rein. Festgewordener Schnee lag über den weiten Haiden, schien die Ebenen zu erhöhen und die Berge mit den Thälern zu verschmelzen. Alle charakteristischen Unterschiede der Landschaft verschwanden unter der weißen Decke und selbst wo das dichte Gezweig des Waldes den Schnee nicht völlig hatte durchdringen lassen, war genügsam auf dem Boden vorhanden, daß sich die Spur des streifenden Wildes genau darin einprägte.

In dieser Zeit der Erstarrung, des scheinbar leblosen Naturfriedens ruht auch der wichtigste Theil der landwirthschaftlichen Thätigkeit, was aber nimmer ruht, ist die menschliche Gier nach Besitz und Genuß, wäre es selbst um den Preis des

Verbrechens. In der Stadt geht diese Gier auf versteckten Schleichwegen zu Werk, auf dem Lande wählt sie den offenen Krieg. Hier ist ihr der kurze Tag, die eisige Kälte, die Dorf- und Waldbewohner in ihren Hütten zurückhält, die günstigste Zeit, um das Eigenthum Anderer anzugreifen.

Auf der Horstellburg war man schon lange durch das Treiben der Raubschützen in Aufregung gebracht worden. Seit Wochen wurde von den Forstleuten des Grafen Heribert von Horstell ganz im Stillen eine große Expedition vorbereitet, um sich an einem bestimmten Tage der ganzen Bande bemächtigen zu können, sei es, indem man Jeden, der dazu gehörte, an Ort und Stelle niederschoß, oder nach Umständen gefangen nahm, um ihn in Fesseln vor das Gericht zu bringen.

Zu diesem Zweck scheute man wie im großen Krieg List und Heimtücke nicht, um den Gegner zur bestimmten Zeit auf das gewünschte Schlachtfeld zu locken. Boten wurden geworben, die, scheinbar im Einverständniß mit den Wildschützen, sie durch Beweise besonderer Sicherheit und Gefahrlosigkeit zu einem großen Unternehmen an einem vorausbezeichneten Tag anfeuerten. Spione wurden ausgesendet, um von den Zurüstungen der

Räuber rechtzeitig Meldung zu thun. Falsche Veranstaltungen wurden getroffen, um über die Thätigkeit und die Absichten der Forstleute irre zu führen. Diese schöpften aus ihrer Erbitterung eine kriegslustige Freude an der Expedition.

Bei dem Antheil, den die Leute an der Sache nahmen, die sie wie einen Ehrenhandel betrachteten, war es kein Wunder, daß das Geheimniß streng gewahrt wurde, obgleich die Anzahl der unmittelbar an dem Unternehmen Betheiligten groß genug war. Das Einzige, das Ungewöhnliches hätte verrathen können, war die freudige Spannkraft der Treiber, Jäger, Streifer, des ganzen Personals vom Forstmeister bis zum letzten Hundejungen. Nur Derjenige, zu dessen Vortheil der kleine Feldzug allein unternommen wurde und der zuerst davon hatte unterrichtet werden müssen, der Herr und Gebieter, Graf Heribert von Horstell, blieb theilnahmlos und niedergeschlagen.

Er hatte seine Einwilligung zu dem Plan aus Pflichtgefühl gegeben. Als gewissenhafter Verwalter seines Erbes durfte er nichts unterlassen, was für dasselbe nützlich oder nothwendig war. Zugleich lag in der freudigen Bereitwilligkeit seiner Bediensteten bei einem Werke, das Jedem, der sich

anschloß, den Tod bringen konnte, ein Beweis treuer Anhänglichkeit, die nur geschwächt worden wäre, wenn man ihr die Bethätigung versagt hätte. Die Natur des jungen Grafen aber und selbst seine momentane Stimmung schlossen sich der Sache nicht an. Zunächst war ihm alles Gewaltthätige von Grund aus verhaßt. Er klagte sich, wenn ihm dieß zum Bewußtsein kam, unmännlicher Weichheit an und fand ein Korrektiv dafür in dem strengen Hochmuth, mit dem er sich, auch wenn er deßhalb aristokratischen Dünkels beschuldigt wurde, alles Gemeine und Unedle unerbittlich ferne hielt. In Wahrheit aber ersetzte bei ihm das Gemüth instinktiv durch ein unendliches Erbarmen mit aller Kreatur jede geistige Weltanschauung.

Was ihm aber in diesem Augenblicke besonders einen Aufschwung zur Theilnahme an äußeren Vorkommnissen unmöglich machte, war das Verhalten Cornelia's gegen ihn. Sie wohnte seit einer Woche im Hause seines ehemaligen Wirthschaftsbeamten Nigris und hatte sich mit Pepinka innig befreundet. Nur wenn die Letztere den jungen Grafen besonders dazu aufforderte, erschien er vor den Mädchen, um die äußere Nähe, die ihm jetzt das Zusammensein mit der Geliebten so

sehr erleichterte, in keiner Weise zu mißbrauchen, nicht als Ersatz dafür gelten zu lassen, daß sie sich innerlich noch nicht völlig nahe gekommen waren.

Vergebens aber fragte er sich, was sie noch immer von ihm trennte. Sie hatte zwar die Angabe, daß sie einen Andern liebte, feierlich zurückgenommen, seine Verzeihung dafür erfleht, daß sie damals in der Hülflosigkeit des Momentes den unwahren Vorwand gebraucht hatte. Allein das Räthsel jener plötzlichen Abwendung in Mezzolombardo war nicht gelöst, der Bann nur äußerlich aufgehoben.

Wohl hatte sie für ihn manchen warmen Blick und selbst manch' zärtliches Wort. Dennoch stand unsichtbar, aber um so fühlbarer etwas Trennendes zwischen ihnen, dessen Wesen und Beschaffenheit zu erkennen er sich umsonst abmühte. Zuweilen hingen ihre Augen an seinen Lippen, als ob ihr aus seinen Worten Lebensblut in das Herz strömen müßte. Dann stand sie plötzlich auf und wendete sich kalt und verdrossen von ihm ab. An einem solchen Tage war kein Zeichen der Liebe mehr von ihr zu gewinnen und ihre Miene glich derjenigen, mit der sie damals auf der Terrasse gesagt hatte: „Ich liebe einen Andern.“

Der Plötzlichkeit dieses Stimmungswechsels entnahm er auch, daß es nicht die noch immer nicht eingetroffene Entscheidung über das Schicksal ihres Vaters sein konnte, was die Schuld trug, wenn eine Verständigung zwischen ihnen nicht erfolgen wollte. Der alte Scartelli war, sobald er seine Enkelin bei Pepinka sicher aufgehoben gesehen, nach Patslawitz gefahren und noch nicht zurückgekehrt. Ein Brief von ihm war gekommen, worin er Cornelia anzeigte, daß die Nachrichten, die aus Paris nach Wien gelangten und die sie mit so großer Sehnsucht erwartet hatten, nichts für Ottavio Scartelli Entscheidendes gebracht hätten, daß aber neue Nachrichten eintreffen werden, die der Alte seiner Enkelin sogleich selbst überbringen werde.

Cornelia hatte diesen Brief dem Geliebten mitgetheilt, und so schmerzlich der Inhalt für sie war, weil er auf neues Warten verwies, bei Heribert hatte jene Mittheilung eine süße Erinnerung zurückgelassen. Denn Cornelia hatte ihn dabei ihren Schutz und Trost genannt, ihn mit leidenschaftlichen Dankesworten überhäuft, daß sie die Stunden peinlichen Wartens, die ihr noch beschieden waren, in der Freiheit des Landlebens und im

Umgang mit Pepinka verbringen konnte. Sie hatte es geduldet, daß er ihre kleine Hand, die ihm so herzbestrickend schien, mit Küssen überschüttete; sie hatte ihn mit Lächeln und Aufmerksamkeit angehört, als er betheuerte, sie dürfe, wie die Geschicke sich auch immer fügen, seine Nähe niemals verlassen, er wolle alle Schönheiten ihrer Heimat hieher zaubern. Freilich, als sie dann von den Gesinnungen ihres Vaters sprach, von den Ereignissen, die ihrem Vaterland noch vorbehalten sein konnten, und er dann mit tröstenden Worten den Sturm, den die patriotischen Ideen in ihr erregten, zu beschwichtigen suchte, war wieder einer jener kalten und finsteren Momente eingetreten, in denen sie ihm, wie durch einen Zauberschlag, plötzlich entfremdet zu werden schien. Traurig war er geschieden, so tief traurig, daß Pepinka ihm voll Mitleid bis vor das Haus folgte, seine Hände drückte, ihm sagte, wie sehr sie mit ihm leide, daß aber, wenn erst die lang erwarteten Nachrichten gekommen sein werden, gewiß Alles, Alles sich ändern werde.

Der Graf hatte Cornelia noch nicht wiedergesehen, als der Tag anbrach, der zu dem großen Unternehmen gegen die Raubschützen bestimmt worden

war. Graf Wanderstätten hatte sich auf Einladung Heribert's dazu eingefunden. Dieser wußte, wie leidenschaftlich der alte Oberst jeder Art von Sport zugethan war. Nichts Anderes aber war aus der Kavalierperspektive des Grafen Wanderstätten selbst dieses hochernste Vorhaben, bei welchem es sich um so viele Menschenleben handeln konnte. In seinen Augen hatte überhaupt der Begriff der „Canaille" noch eine aus dem vorigen Jahrhundert stammende Ausdehnung, insbesondere auf die Bauern, die er sämmtlich für Raubschützen hielt, weil sie in jener Zeit oft genug aus Nothwehr an dem die Felder abfressenden Wild der Herrschaft sich vergriffen. Die Bauern galten ihm für Raubthiere. So war ihm die Verfolgung, die man dießmal in so großem Styl angelegt hatte, so viel wie eine Treibjagd, an der es eine Lust war, theilzunehmen.

Graf Wanderstätten schloß sich denn auch unmittelbar der Expedition an und nahm seinen Posten neben dem das Ganze leitenden Forstmeister. Graf Horstell hingegen schloß sich aus und erst spät, als draußen längst Alles im Gang sein mußte, nahm er seine Büchse und schlich in den Wald, mehr um sich denjenigen seiner Leute,

denen er zufällig begegnen sollte, auch dabei zu zeigen, als aus wirklichem Interesse an der Sache. Sein Hund folgte ihm hart an der Ferse.

Ohne Ahnung des blutigen Schauspiels, das sich in der Umgegend vorbereitete, harrten die beiden jungen Mädchen im Hause des Wirthschaftsbeamten ungeduldig des Augenblicks, um den schönen Wintertag in ihrer Weise zu genießen. Der Knecht Hansitschko war beauftragt worden, mit dem Schlitten vorzufahren. Vier Pferde aus dem Marstall des Grafen Horstell, von diesem besonders für den Dienst Cornelia's ausersehen, also sehr schöne, aber nicht allzu feurige Thiere, über und über mit silberhell klingenden Glöckchen behangen, waren vor das Gefährte gespannt, das, abenteuerlich anzusehen, dennoch räumlich und bequem und im Innern mit Wolfs- und Tigerfellen ausgepolstert war.

Der Knecht Hansitschko ließ einen Freudenruf vernehmen, als man Körbe mit Lebensmitteln, ein kleines Fäßchen Wein und einige Flaschen Branntwein in den Schlitten trug. Denn aus dieser Veranstaltung war zu entnehmen, daß die Fahrt zur alten Annitschka gehen sollte, seiner Mutter. Diese wohnte in stundenweiter Entfernung, am Saum eines Gehölzes, in einem einsamen oder, wie man

dort sagt, „einschichtigen“ Hause. Sie war in der ganzen Gegend auf viele Meilen hinaus wie eine Heilige verehrt, die man vielleicht hundert Jahre früher noch als eine Hexe gemieden, wenn nicht verbrannt hätte. Denn daß sie unbegreifliche Wunder that, stand außer allem Zweifel. Wie arm sie selbst auch zu sein schien, sie hatte stets für noch Aermere neben dem guten Rath auch die gute That und spendete Hülfe und Unterstützung in jeder Art. Mit den Verhältnissen der Bewohner in der ganzen Gegend genau vertraut, ließ sie sich durch Vorspiegelungen nicht leicht täuschen, nahm es aber auch in der Unterscheidung zwischen verschuldetem und unverschuldetem Elend nicht gar zu streng. Eben daß sie den Beistand nicht skrupulös nach dem moralischen Charakter des Bedürftigen abmaß, machte sie dem Volk zu einer Heiligen, sowie das Wunder, daß sie, eine arme alte Bäuerin, die selbst nichts Gutes genoß, unter Umständen so reichlich zu geben vermochte, ihr den Nimbus des Märchenhaften verlieh, der beim Volk stets die meiste Geltung hat.

Die beiden Mädchen bestiegen den Schlitten. Hansitschko schwang die Peitsche mit dem kurzen Stiel und der langen Schnur und mit der traum=

haften, fast unsichtbaren Bewegung des Hingleitens über dichte Schneemassen flogen sie über die weißen Ebenen. In ihre Pelzgewänder gehüllt, hätten die Mädchen der Neigung zum Schlafe kaum widerstanden, den weniger die Kälte als die Monotonie des immer gleichen, durch kein charakteristisches Merkmal unterbrochenen Weges herbeizuführen drohte, wenn nicht das heiße junge Blut durch Sorgen und Gedanken in Wallung gebracht worden wäre. Für Cornelia gab es dazu der Veranlassungen genug, als daß Pepinka erst hätte darnach fragen müssen, allein auch der Letztern lag ein Kummer auf dem Herzen, der nur auf die Gelegenheit wartete, sich in Worten Bahn zu brechen.

In einem fein organisirten Frauenherzen verliert hoffnungslose Liebe mit der Zeit jede Beimischung von Bitterkeit und umfaßt den geliebten Gegenstand beinahe mit der opfermuthigen Resignation der Mutterliebe, in welcher der Egoismus völlig ausgelöscht ist. Pepinka sah den jungen Grafen leiden und kein Wunsch, kein Streben mehr war in ihr, als dem Leiden abzuhelfen, auch wenn sie sich dadurch das letzte Pförtlein zu einem eigenen Glück verschließen sollte. Nicht einen Augenblick dachte sie daran, daß Heribert, durch die Ent-

täuschungen, die ihm Cornelia bereitete, verwundet und gedrückt, endlich zu der Sehnsucht gelangen könnte, bei der Liebe seiner Milchschwester eine Zuflucht für die grenzenlose Vereinsamung seines Herzens zu suchen.

„Du bist im Lande bekannt,“ sagte Cornelia, „kannst Du Dir eine Vorstellung machen, wohin mein Großvater in dieser sonnigen Mittagsstunde wandern mag? Denn er liebt noch eher die nordische Kälte, als eure unheimliche nordische Ofenwärme.“

„Das Kloster hat gedeckte Gänge,“ erwiederte Pepinka, „da herrscht eine Temperatur wie im Frühling, exotische Blumen stehen an den Wänden und es ist behaglich auf- und abzuwandeln. Der Großvater ist dabei gewiß in tiefem Gespräch mit dem Abt.“

„O!“ rief Cornelia. „Das Warten ist eine Pein, die gerade um so viel zunimmt, als die Zeit, die dazu bemessen ist, abnimmt. Man wartet geduldig ein Jahr, man wartet mit Selbstbeherrschung eine Woche, aber auf den nächsten Tag, auf die nächste Stunde warten, ist eine Marter, die Dante in seiner Hölle vergessen hat.“

„Die Erde aber ist keine Hölle,“ sagte Pepinka,

„denn zwischen den Leidensstationen begegnet Jedem einmal ein Engel und Manchen nimmt er sanft bei der Hand und führt ihn gelinde über die dornigsten Wege.“

„Ein Engel? Zum Beispiel?“

„Muß ich ihn nennen, theure Cornelia?“

„Du brauchst ihn nicht zu nennen. Ich kenne ihn, ich liebe ihn. Und doch sieht mich zuweilen etwas Fremdes aus ihm an, daß ich mir im Stillen sage, wie ich es schon einmal laut gesagt: ich liebe einen Andern, einen Andern mit derselben Gestalt, mit ganz demselben Wesen, nur in etwas unterschieden. Herzliebste Freundin, ich will es Dir erklären. Du hast mich schon gefragt, ich habe ausweichend oder mit Thränen geantwortet. Denn es schmerzt mich ja selbst. Ich will Dir's einmal ganz vertrauen.“

Cornelia suchte mit großer Beredsamkeit klar zu machen, was sie unter Bildung verstand, nicht Kenntnisse, an denen es ja dem Grafen nicht fehlte, ja, deren er mehr besaß als sie selbst, sondern eine Höhe des Betrachtens, von der aus sich die ganze Welt mit dem Blick des Geistes umspannen läßt und der Zusammenhang der Dinge begreiflich wird. Diese Höhe baue sich aus Ideen auf, zu

ihr könne sich der Graf nicht erheben und drohe nur, sie selbst herabzustürzen.

Pepinka hatte in den wenigen Tagen zu viel von Cornelia's Wesen und Denken gewonnen und beobachtet, als daß sie nicht rasch auf den Grund des Zwiespalts gesehen hätte; sie erkannte aber auch, daß etwas auf dem Grunde lag, das ihr wie ein verhängnißvoller Irrthum vorkam. Noch während Cornelia sprach, wurde sie sich darüber klar.

„Theure Cornelia!“ rief sie deßhalb feurig aus, „Du bist ein Hühnchen, das einen Kreidestrich für eine unübersteigliche Schranke hält und sich grämt, nicht darüber hinweg zu können. Sieh' doch nur! Ein Hauch löscht aus, was Dich von dem Geliebten trennt. Du brauchst Dir nur vorzustellen, daß Alles, was in eines Menschen Kopf hineingebracht werden kann, nicht seinen Werth ausmacht, sondern nur, was aus seinem Herzen kommt und Niemand ihm beibringen konnte. Denn nur das Herz ist der Mensch.“

„Wäre es auch so,“ entgegnete Cornelia, „so kann sich doch das Herz manchmal nur zeigen, wenn sich zuvor der Kopf aufgeschlossen hat. Die politischen Schicksale, von denen meine ganze Exi-

stenz abhängt, — wie könnten sie mitempfunden werden, ohne erst mitbegriffen zu werden."

„Wohl wahr," erwiederte Pepinka, „aber alle Deine Ideen würde er sogleich begreifen, wenn er Dir dadurch etwas leisten könnte. Wenn er handeln kann, dann macht ihn die Güte klug, die Liebe weise. Nur Worte will er nicht geben, weil er sich bewußt ist, daß sie keinen Werth haben. Du aber suchst in ihm den Mann, der große Ideen ausspräche, auch wenn gar nichts damit gethan wäre. Das ist der Andere, den Du in ihm liebst und nicht in ihm finden kannst."

„Welchen Werth hat sein Herz, wenn es blind ist für die Leiden der Welt?" fragte Cornelia.

„Welchen Werth?" rief Pepinka mit Leidenschaft, „ich will Dir auch ein Geheimniß anvertrauen. Während wir hier ruhig dahinfahren, bringen wir ein Liebeswerk zur Ausführung, das den Werth des Grafen bezeugt. Wir tragen Lebensmittel zur Mutter Annitschka und ich habe viel Geld bei mir, das ich ihr geben muß. Armen und Kranken gibt sie zu essen und zu trinken, und nach ihrer Kenntniß der Verhältnisse und der Menschen vertheilt sie jährlich große Summen, die blutarme Annitschka. Wie geht das zu? Der be-

schränkte Graf Heribert von Horstell macht sich den einfältigen Spaß, aus der alten Bettlerin eine große Wohlthäterin zu machen und findet des Vergnügens an dieser Spielerei kein Ende. Es dauert schon seit Jahren und wird fortdauern so lang er lebt. Und kein Mensch weiß darum, nur ich, weil ich dazu helfen muß. Mutter Annitschka aber hat guten Grund zu schweigen, sie käme um ihr ganzes Ansehen, um ihren heiligen Ruf, wenn sie schwatzte. Willst Du mich nicht noch einmal fragen, liebe Cornelia, welchen Werth ein Herz hat, das blind ist für die Leiden der Welt?“

Cornelia schwieg betreten und nach langer Pause sagte Pepinka:

„Wir verlangen viel von den Männern, die wir lieben. Sie sollen uns das Leben nicht nur erhalten, auch verschönern; sie sollen sich nicht nur vor uns selbst in Respekt setzen, sondern auch vor der Welt. Zu viel aber wäre es, wenn wir unsere Achtung auch noch von dem abhängig machten, was sie denken, statt von dem, was sie sind.“

„Du bist nicht viel älter als ich, Pepinka, und hast viel weniger erlebt, woher kommt Dir die Erfahrung?“

„Man kann auch in der Jugend und in der

Stille Schmerz erleben und Schmerz ist schon Erfahrung. Das Schicksal ist oft so grausam, zu der Operation, die an uns vollzogen werden soll, uns selbst das Messer in die Hand zu zwingen."

Ihren Gedanken nachhängend schwiegen die beiden Mädchen.

Schon neigte sich die Sonne zum frühen Untergang als sie vor der Hütte Annitschka's anlangten. Das alte Mütterchen entleerte mit Hülfe ihres Sohnes den Schlitten der mitgebrachten Gegenstände. Hansitschko fuhr dann langsam nach dem Dorf, um die Pferde unterzubringen und die beiden Mädchen suchten sich das Innere der Hütte gastlich und angenehm einzurichten. Der ziemlich große Raum umschloß auch den Feuerherd und war warm, rein gelüftet und behaglich. In der Mitte führte eine hölzerne Treppe, deren Stufen schon vielfach geborsten waren, zu der Dachkammer, in der sich jetzt Niemand befand.

Pepinka half der Alten ein Mittagsmahl nach dem Geschmack Cornelia's bereiten, wozu das Wesentliche schon mitgenommen worden war. Dann ruhten die Mädchen auf Matten, die ihnen die Alte auf dem Boden ausgebreitet hatte. Schon dunkelte es draußen stark, aber eine helle Nacht

war zu erwarten und erst bei Aufgang des Mondes sollte sich Hansitschko mit dem Schlitten zur Rückfahrt einfinden.

Plötzlich fuhren die Mädchen empor und horchten. Aus ziemlicher Entfernung hatten sie das Knattern von Flintenschüssen vernommen. Sie sahen sich fragend an und Annitschka, die eben von der Dachkammer herabstieg, sagte:

„Ja, es muß heut was los sein im Wald, ich hab's schon gemerkt, 's ist aber kurios, weil sonst um die Zeit keine Jagd mehr ist.“

Die Mädchen streckten sich wieder zur Siesta auf ihre Matten, wurden aber bald von Neuem aufgeschreckt. In größerer Nähe wurde wüstes Geschrei hörbar, jetzt mußte es dicht vor dem Hause sein, Schelten, Fluchen und schmerzliches Wimmern wurde vernommen, untermischt mit dem Rasseln schwerer Ketten. Schauerlich war der Eindruck dieses Lärms auf die lauschenden Mädchen. Annitschka ging vor das Haus. Langsam verhallte der Lärm und erst als kein Ton mehr zu vernehmen war, kehrte die Alte zurück. Sie schloß das Thor ihres Häuschens sorgfältig von Innen zu.

Pepinka mußte den Bericht des Mütterchens dolmetschen, das bei längerer Rede durch slavische

Worte und Ausdrucksweisen unverständlich wurde. Auf mehreren Bretterschlitten wurden die gefangenen Raubschützen, theils verwundet, theils in schweren Ketten, weiter gebracht. Die Leichen hatte man einstweilen im Walde liegen lassen. Darunter sollte sich auch die des Rubenetz oder rothen Ulrich, des schlimmsten und am meisten gefürchteten von all' den Wilderern der Gegend, befinden. Der Alten aber wurde von einigen Förstersleuten, die den Zug der Gefangenen begleiteten, der Rath gegeben, das Haus fest zu verschließen, da Versprengte sich vorbeiflüchten und eine Einkehr für die Nacht bei ihr erzwingen könnten, obgleich dieß sonst niemals vorgekommen war.

Die Mädchen bedauerten jetzt, Hansitschko nicht auf eine frühere Stunde bestellt zu haben.

Während sie noch beriethen, ob nicht ein Bote in das Dorf gesendet werden könnte, wurde an der eben von Annitschka verschlossenen Pforte heftiges Pochen vernehmbar. Die beiden Mädchen flogen wie aufgescheuchte Tauben die Treppe zur Dachkammer hinauf und setzten sich auf die oberste Stufe, eng aneinander gedrückt, lauschend.

Graf Heribert von Horstell war, wie berichtet wurde, allein in den Wald gegangen, die Büchse

umgehängt, den Hund an der Ferse. Der Graf liebte die weiten Wege, besonders wenn er bekümmert war. Lang ausschreitend, aber stets im gleichen Tempo wie beim militärischen Marsch, bewegte er sich dann viele Stunden ohne Ermüdung weiter. Er hatte nicht mehr darauf geachtet, welche Richtung er zu nehmen hatte, um mit seinen Leuten zusammenzutreffen, und war auf diese Weise zu einer Stelle außerhalb der Operationsgebiete gelangt. Vor ihm lag ein runder Teich, eigentlich nur ein großer Tümpel, im Sommer wimmelnd von Sumpfthieren aller Art und des Nachts vom Tanz der Irrlichter belebt, jetzt fest gefroren und spiegelglatt, weil der Sturm den Schnee hinweggeweht hatte. Wenn der Graf nicht eine weite Strecke des Weges, den er eben gekommen war, wieder zurückgehen wollte, so mußte er, um seinen Jägern zu begegnen, über das gefrorene Wasser schreiten. Schon machte er sich dazu fertig, als sein Hund, der nicht für die Jagd dressirt war, anschlug. Der Graf rühmte sich scharfer Augen, dennoch konnte er nicht sogleich etwas Gefährliches erblicken, und als er endlich am Ufer gegenüber den Flintenlauf und dahinter die funkelnden Augen und den rothen Bart des Rubenetz sah, war es

zu spät, um sich schußfertig zu machen. Drüben krachte es und nur der Umstand, daß sich in diesem Augenblicke der Hund auf seinen Herrn geworfen hatte, um ihn zu liebkosen, weil das Thier dieß auf eine eigenthümliche Bewegung des Grafen zu thun pflegte, und die rasche Bewegung desselben, die Büchse zurecht zu legen, mit jener Geberde verwechselte, nur diesem Umstand, der den Grafen in's Schwanken brachte, so daß er den Oberkörper zurückwarf, hatte er es zu danken, daß er nicht eine tödtliche Kugel in die Brust empfing, sondern bloß einen Streifschuß ober dem Knie. Der Graf sank zwar nieder, raffte sich aber sogleich wieder auf und machte sich schußfertig. Allein der Gegner hielt ihm nicht Stand, noch kam er zu einem Kampf über den Teich herüber, weil er beim Ueberschreiten des Eises dem Schuß des Grafen eine zu bequeme Zielscheibe geboten hätte. Der Raubschütz entfloh.

„Die Bestie!" sagte der Graf zu sich selbst, „bisher hat er wenigstens nicht gemeuchelt. Aber er hält mich für den Anstifter des heutigen Tages und will Rache haben. Wenn er heute lebendig davon kommt, so will ich nicht rasten, bis er auf meinem eigenen Grund und Boden gehängt wird."

Der Graf suchte weiter zu kommen, mußte aber immer wieder Halt machen. Er blutete stark, wusch sich die Wunde mit Schnee und nach Stunden erst gelang es ihm, sich aus Theilen seiner Kleidung, die er zerschnitt, einen festen Verband zu machen. Jetzt schritt er über den Teich und es begann schon zu dunkeln, als ihm lebhaftes Gewehrfeuer die Richtung anzeigte, in der sich ein Kampf entsponnen hatte. Er mußte von kurzer Dauer sein, denn als der Graf den Schauplatz erreichte, fand er nur mehr einige Todte auf dem Boden liegen. Von seinen Leuten war keiner dabei. Erst nachdem er sich davon überzeugt hatte, setzte er sich auf einen Baumstumpf zur Rast, denn seine Wunde brannte und er fürchtete, das Gehen überhaupt heute nicht mehr zu Stande zu bringen.

Der Hund beschnupperte einen Augenblick die Todten, wobei er den Schweif einklemmte und keinen Laut gab. Nur zu einem der Daliegenden kehrte der Hund immer wieder zurück und bellte heftig. Deßhalb erhob sich der Graf und trat hinzu. Er erkannte den Raubschützen, der eben auf ihn geschossen hatte, und als er sich zu ihm herabbeugte, hörte er ihn athmen.

„Er muß noch zu retten sein,“ sagte sich Heri-

bert, „und darum kann ich ihn nicht da verkommen lassen.“

Mit unsäglicher Anstrengung hob er den Schwerverwundeten empor und lud ihn auf seine Schultern. Mit dieser Last und der brennenden Wunde nicht achtend, die ihn beständig in Versuchung führte, sich von der Bürde wieder zu befreien, schritt er mühselig weiter. Fast besinnungslos vor Schmerz und Erschöpfung, wußte er nicht mehr, in welcher Richtung er ging und hoffte nur auf eine Begegnung mit Menschen, die ihm beigestanden wären. Er hörte die Schüsse, die auch die Mädchen in der Hütte vernommen hatten; jetzt drang auch, nicht weit voraus, das Getöse zu ihm, das der Zug der Gefangenen verursachte. Er schrie, aber der Lärm übertönte seine Stimme. Schon wollte er sich und seine Last in den Schnee werfen, auf die Gefahr hin, ohnmächtig liegen zu bleiben und zu erfrieren, als er in der nun völlig hereingebrochenen Dunkelheit an einzelnen Wahrzeichen die Nähe von Anitschka's Hütte erkannte. Dieß gab ihm neue Kraft. Entschlossen drang er weiter. Sein Hund schlug an; es mußte noch Jemand des Weges kommen.

Die Mädchen, die auf der obersten Treppenstufe

der Dachkammer lauschend saßen, hörten das Oeffnen der Pforte und schwere Tritte von Männern, die in die Hütte drangen. Auch Aechzen und Stöhnen vernahmen sie zu ihrem Schrecken.

Da scholl eine rauhe Baßstimme:

„Millionen Donnerwetter! Was für dumme Streiche! Das Vieh hätte ganz gut im Freien krepiren können."

„Das ist Graf Wanderstätten, der Onkel Heribert's," flüsterte Pepinka ihrer Gefährtin in's Ohr, „wir sind unter dem Schutz eines Freundes, wir brauchen uns nicht mehr zu fürchten."

Unten erfolgte keine Antwort; die Ruhe gespannter Erwartung schien zu herrschen.

Jetzt erkannten die Mädchen, daß Annitschka hastig hin und wieder lief. Dazwischen setzte sich das Aechzen und Stöhnen fort.

„So ist es gut. Wasche tüchtig, Annitschka, und mache dann einen nothdürftigen Verband. Das ist Alles, was wir hier erreichen können."

Dieß war die Stimme Heribert's. Die Mädchen küßten sich.

„Was hast Du denn für einen Wulst auf Deinem Knie? Und Du hinkst ja!" sagte Wanderstätten.

„Nichts!" erwiederte Heribert, „aber mir fällt

ein, Du hast draußen Deinen Gaul angebunden. Das Stehen in der Kälte und im Finstern thut ihm nicht gut. Reite hinüber nach dem Dorf, Onkel, und hol' den Chirurgen."

„Ich rühre mich nicht, bis ich weiß, wie Alles zugegangen ist. Ich habe Dich den ganzen Tag suchen lassen, nachdem ich erfahren, daß Du in den Wald bist. Umsonst! Ich habe stets wieder in die Luft feuern lassen, um Dir die Richtung zu geben, wo wir sind. Als ich Dich beim Zug nicht fand, der die Bande einbrachte, bin ich unruhig zurückgeritten, um Dich selber zu suchen. Und ich finde Dich mit dem Rubenetz auf dem Rücken. Du hättest den verfluchten Hund draußen sollen verenden lassen. Hast Du Bruderschaft mit dem rothen Ulrich getrunken? Weißt Du nicht, daß er der schlimmste aller Raubschützen ist und eine heimtückische Bestie obendrein?"

„Dafür ist er erschossen worden."

„Aber er lebt noch."

„Genug, er hat gebüßt. Und wenn er noch lebt, so ist das ein neues Leben und muß gerettet werden. Und wenn Du nicht seinetwegen den Chirurgen holen willst, so thu's meinetwegen. Ich bin verwundet."

„Alle Teufel!"

Heribert hatte die Tücher, mit denen er sein

Knie umwickelt, abgenommen, denn die Wunde schmerzte ihn.

„Wer hat Dich verwundet?“ fragte Wanderstätten im Ton äußerster Bestürzung.

„Es ist nichts,“ sagte Heribert, „der Rubenetz hat mich allein beim Tümpel getroffen, auf mich angelegt und wenn sich nicht Diego grad auf mich geworfen hätte, vielleicht aus Instinkt, um mich zu schützen — der Hund ist ein Wunderthier — so wäre ich todt.“

„Was?“ rief Wanderstätten außer sich, „Du bist — der Rubenetz hat Dich erschossen, erschießen wollen, hat Dich verwundet. Du triffst ihn dann im Walde liegend und ladest ihn auf Deine Schultern, keuchst mit dieser Last unter Schmerzen den langen Weg, um Deinem Mörder das Leben zu retten! Du bist doch der sublimste Narr, der mir jemals vorgekommen ist!“

Der Graf stürzte hinaus, um den Chirurgen zu holen.

Die beiden Mädchen aber brachen in Thränen aus.

Cornelia flog die Treppe hinab und warf sich dem Grafen Heribert zu Füßen.

„Vergib mir, theurer, geliebter Mann! Ich habe an Dir gesündigt, gefrevelt, gezweifelt! Ver-

gib mir! Nimm mein ganzes Herz, meine ganze Seele, nimm mich zu Dir auf! Ich liebe Dich, ich liebe Dich, wie noch niemals geliebt wurde. Kein Wort, kein Blick von mir soll Dich jemals wieder kränken. Ich will nichts mehr als das Geschöpf Deines Willens sein. Vergib mir!"

Sie zog seine Hand an ihre Lippen.

Heribert war von dem unerwarteten Wiedersehen Cornelia's überwältigt wie von einer überirdischen Erscheinung. Nur dunkel wußte er, daß irgend ein Umstand den Bann gebrochen haben mußte, der ihm so viel Weh bereitet hatte. Denn des Edlen der That, die er eben vollbracht hatte, war er sich nicht bewußt. Mit einem Freudenschrei schloß er Cornelia in seine Arme:

„Mein! mein! Endlich bist Du mein!"

Oben auf der Treppenstufe der Dachkammer kniete Pepinka, die Hände gefaltet, die Blicke aufwärts gerichtet, wie im Gebet.

„O Herr des Himmels," sagte sie leise, „Du hast es zum Guten gewendet, ich danke dir! Und ich will nichts mehr empfinden als Segenswünsche für Beide."

Zwanzigstes Kapitel.

In den Gemächern des Abtes Hilarius war es angenehm zu verweilen. Sie umschlossen eine große Büchersammlung und viele Kunstschätze und waren außerdem mit allen Bequemlichkeiten versehen, die feingebildeter Geschmack von einer Behausung fordern kann, ohne daß dadurch ein Anstrich von strengem Ernst, der in diesen Räumen waltete, irgendwie wäre beeinträchtigt worden. Zum Wesen des Abtes selbst bildete die äußere Umgebung, die er sich geschaffen hatte, eine fühlbare Harmonie. Mit unnahbarer, finsterer Strenge schien er die Menschen und die Dinge zu betrachten, und darunter verbarg sich, wenn man ihm näher kam, friedliche Milde und selbst eine ausgesprochene Heiterkeit, bei der dem Gemüth wohl werden konnte.

Peter von Rohnhalden befand sich seit einigen Tagen im Kloster, in den Zimmern, die für den seltenen Fall, daß ein Gast Aufnahme fand, vorbereitet waren. Wie er es auch wenden mochte, er konnte den Abt nicht zu einem Gespräch über die Gegenstände bringen, die den jungen Mann doch eigentlich hieher geführt hatten und sein brennendstes Interesse ausmachten. Hilarius verbarg nicht seine Freude über die Anwesenheit Peter's, er schien glücklich zu sein, ihn überhaupt bei sich zu haben und den Aufenthalt desselben so lang als möglich ausdehnen zu wollen. Viele Stunden lang weihte er ihn in die geheimsten Tiefen seiner Studien ein, die größtentheils philosophischen Inhaltes waren; wenn aber Peter persönliche Angelegenheiten berührte, gab Hilarius ausweichende Antworten und lehnte endlich direkte Fragen mit dem Hinweis auf die bevorstehende Ankunft des alten Scartelli ab.

Eines Nachmittags erfolgte die Ankunft des Edelmanns aus Südtyrol. Er blieb lange Zeit mit dem Abt in den Gemächern desselben eingeschlossen; die greisen Freunde tauschten ihre Freude über das späte, nie erhoffte Wiedersehen durch Vergegenwärtigung des gemeinsam Erlebten aus.

Schon lange waren die Mönche vom Abendgebet zurückgekehrt, als man Peter zum Abt beschied.

Er saß mit dem Freund am gedeckten Tisch. Vor ihnen standen goldene Humpen, köstlichen Weines voll.

Peter wurde eingeladen, sich zu ihnen zu setzen; schweigend aßen und tranken die drei Männer. Als die Diener abgeräumt und sich entfernt hatten und nur mehr der Wein auf dem Tische stand, richtete der Abt einen langen Blick auf Peter und sprach:

„Nun, mein Sohn, Du sitzest vor einem geistlichen Mann, aber — verkehrte Welt! — es gelüstet ihn, Dir, dem Laien, eine Beichte abzulegen. Nur trage ich Scheu, Alles selbst zu sagen. Hier mein Jugendfreund weiß um mein Jugendleben; er, der mir schon so viel geleistet, der mir sein Herz geschenkt und seinen Arm geliehen, er will mir auch den Dienst leisten, mein Mund zu sein."

„Ja, dieses Jugendleben," sagte Scartelli, „es waren herrliche Tage! Beide waren wir für die französische Revolution begeistert, sie ging uns über alle anderen Gefühle und Bedenken, Patriotismus gab es damals nicht, er konnte unter dem Druck des Despotismus nicht aufkommen. Wir kämpften freiwillig in den französischen Reihen, wir blieben

in Paris unter dem Direktorium und noch selbst unter dem Konsulat. Erst als Napoleon sich zum Kaiser machte, gefiel es mir nicht mehr; ich kehrte heim. Rohnhalden blieb noch in Paris. Aus der Zeit, da er ohne mich dort war, stammt seine enge Freundschaft mit dem Grafen Flahault."

Scartelli versank bei diesem Namen in trübe Gedanken.

„Es wird sich erst zeigen, was diese Freundschaft werth ist," sagte der Abt, „sprich weiter."

Scartelli fuhr fort:

„Ich muß dem Freunde das Zeugniß geben, daß er schon als Jüngling ernst gestimmt war und die sinnlichen Verlockungen des pariser Lebens ihn nicht mit fortreißen konnten. Um so größer und verheerender war der Sturm der Leidenschaft, als sie einmal in ihm erwacht war. Der Kunst in allen ihren Erscheinungen lebhaft zugethan, besuchte er nach unserer Trennung häufig das Atelier eines damals berühmten pariser Malers. Dort sah er eine deutsche Frau, die dem Maler zu ihrem Porträt saß. Er versäumte fortan keine der Stunden, in denen sie sich einfand, er nährte den Eindruck, den schon ihr erster Anblick auf ihn hervorgebracht, durch die Gespräche mit ihr, er folgte ihr auch nach

anderen Orten, war in allen Gesellschaften, die sie besuchte, und wenn etwas seine Liebe, seine glühenden Wünsche noch hätte vermehren können, so wäre es die Wahrnehmung gewesen, daß sie mit ihrem Gatten, einer rauhen und verwilderten Natur, unglücklich lebte.“

„Damals kannte man noch nicht den Ausdruck femme incomprise,“ schaltete der Abt ein, „aber die Sache erschien so.“

„Als die Frau mit ihrem Gatten in ihr Vaterland zurückkehrte,“ fuhr Scartelli fort, „war auch meinem Freunde das Signal gegeben, Paris endlich zu verlassen. Er schmeichelte längst schon den Neigungen des Gatten zu Spiel und Trunk, damit der wüste Mann an ihm habe, was solche Leute einen Freund nennen, und damit Rohnhalden einen Vorwand hätte, sich in der Nähe des Gutes anzusiedeln. Damals besuchte ich den Freund einmal und blieb einige Wochen bei ihm, um ihn, wenn möglich, einem vernünftigen Leben wieder zuzuführen und der rasenden Leidenschaft zu entreißen. Ich war älter, war schon lange verheirathet, hatte einen heranwachsenden Sohn: ich war wohl berechtigt, den Mentor zu spielen. Ich ließ mich dem Ehepaar vorstellen, um die Sachlage genau kennen zu

lernen, und ich mußte schon damals einsehen, daß die Frau, die als Frucht ihrer Ehe ein vierjähriges Töchterchen besaß, die Liebe, die sie in meinem Freund entzündete, keineswegs in demselben Grade theilte. Mir schien es, daß sie bei meinem Freunde mehr eine Zuflucht vor den Rohheiten ihres Mannes, als ein wirkliches Glück suchte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, aber es war vergebens. Ich mußte abreisen, ohne etwas Anderes erreicht zu haben, als daß meine unschuldigen Unterredungen mit der jungen Frau, die ich bestimmen wollte, den Leiden meines Freundes durch einen energischen Entschluß ein Ende zu machen — sei es, um ihm für immer anzugehören oder ihn für immer zu fliehen — daß diese geheimen Unterredungen die Eifersucht des Gatten erregten und ihn zu wilden Zornesausbrüchen trieben, während er gegen meinen Freund, den richtigen Gegner, niemals einen Argwohn geschöpft hatte."

„So geht es immer," sagte der Abt, indem er Peter bedeutungsvoll ansah; „ein Ehemann mag die schärfsten Augen haben, er wendet sie doch niemals nach der richtigen Stelle."

Peter dachte an Ulrike und senkte schmerzbewegt das Haupt.

„Nicht lange," fuhr Scartelli fort, „und dem feurigen Liebhaber gelang es, die junge, schöne Frau zu entführen, wobei sie ihr Töchterchen nicht mitnahm. Die Ursache hätte meinen Freund aufklären können, wenn die verblendete Liebe fähig wäre, psychologische Schlüsse zu ziehen. Es geschah mit Händeringen, unter Thränen und Kämpfen, aber es geschah — und warum? Weil sie den rohen, verwilderten, scheinbar so tief verhaßten Gatten nicht eines letzten Gefühlsschatzes berauben wollte."

„So war es," bestätigte der Abt mit einem Ton der Melancholie.

„Die Liebenden," setzte der Erzähler fort, „flüchteten in die Gegend von Riva, in die Nähe meines Wohnortes, wie ich mit dem Freunde für den Fall, daß die Entführung gelänge, längst verabredet hatte. Sie lebten hier in schöner, ungestörter Einsamkeit und hätten sehr glücklich sein können. Mein Freund war es auch vollauf, er sagte mir oft, daß er das der Menschheit verloren gegangene Paradies für sich allein zurück erobert hätte. Ein leiser Schatten, der von den Stimmungen der Geliebten ausging, konnte das Glück noch nicht trüben. Erst ein Jahr später, als sie ihm einen

Sohn geschenkt hatte, trat die Verdüsterung stärker hervor. Die junge Frau sehnte sich — nach ihrem Gatten und nach ihrem und seinem Kinde. Sie bereute nicht einen Augenblick, was sie gethan, sie rechnete es sich nicht als Schuld an, nur als Nothwehr — aber immer merkbarer und endlich in deutlichen Worten gab sie das Verlangen nach ihren alten Verhältnissen kund, den Wunsch, zurückzukehren."

„Es gibt solche Frauen viele," sagte der Abt, „sie mögen von ihrem Manne beschimpft und mißhandelt werden, sie sind, wie ein alter Dichter von ihnen sagt, Kamillenblumen, die um so stärker duften, je mehr sie getreten werden. Der Mann, der sie zum ersten Male besaß, hat ein unverlierbares Recht auf ihr Herz, und mögen sie es ihm tausendmal empört und im Wahn des Hasses entzogen haben, sie können es nicht von ihm losreißen, er bleibt ihr theuerstes Gut. Eine solche Frau war Petronella."

Scartelli fuhr fort:

„Das Unglück meines Freundes war um so größer, je größer sein Glück gewesen war. Er mußte erkennen, daß er die Liebe dieser Frau verloren, ja eigentlich nie besessen hatte. Mit diesem

Verlust konnte sich kein anderer vergleichen. Dennoch war ihm der Gedanke furchtbar, die Geliebte auch in Wirklichkeit zu verlieren. Die höchste Probe der Liebe aber ist, auf Alles zu verzichten, was nicht aus Liebe gegeben wird. Er kam zu dem Entschluß, die Frau, wie sie es so sehnlich wünschte, in ihr Haus zurück zu bringen. Wie aber sollte dieß möglich sein, ohne sie der Gefahr auszusetzen, von dem rohen Gatten mit Fäusten erschlagen zu werden? Da ist es mir denn gelungen, zu rathen und zu vermitteln. Das ist Alles."

„Nein!" rief der Freiherr, „so bescheiden darfst Du nicht über das hinweggleiten, was Du für mich gethan hast, mein Alter! Du übernahmst es, vor den rohen Gatten als Entführer seiner Frau hinzutreten, weil Du den Schwur leisten, das Ehrenwort des Edelmannes geben konntest, sie niemals berührt zu haben. So war das arme Weib wenigstens in diesem Punkte vor Vorwürfen, Anklagen und Strafen geschützt. Aus Mitleid, sagtest Du, hättest Du sie hinweggebracht, um sie für einige Zeit vor seiner gewaltthätigen Behandlung zu bewahren. Er mußte in der Hauptsache an ihre Unschuld glauben — warum wäre sie auch

sonst zurückgekehrt? — aber er wollte an Dir rächen, daß Du Dich zu ihrem Schützer aufgeworfen, nachdem er Dich schon lang im Verdacht gehabt, daß Du sie liebtest. Und so hast Du Dich auch für mich geschlagen."

„Wir waren übereingekommen," ergänzte Scartelli, „daß wenn die Sache zu einem Duell führte, ich den Freund scheinbar als Sekundanten berufe, damit er dann, den Degen in der Hand, den Zweikampf für sich selbst erzwinge. Weil ich aber in meiner Person beleidigt wurde, darum konnte das nicht geschehen. Nun, das Duell war eine Bagatelle. Ich schonte den Gegner um der Geliebten des Freundes willen und empfing nur eine kleine Wunde."

„Eine kleine Wunde," rief der Abt, „die er bald mit seinem Leben bezahlt hätte. Es gibt nichts in der Welt, Peter, was ich diesem Manne nicht aus Dankbarkeit schuldig wäre. Die arme Frau aber hat es nicht lange mehr bei ihrem Mann ausgehalten und ich muß sagen, sie ist lieber unter seinen Händen gestorben, als daß sie in meinen Armen gelebt hätte."

„Vernehmen Sie noch junger Mann," sagte Scartelli, „wie tief der Verlust der Geliebten in

das Leben meines armen Freundes eingegriffen hat. Die Größe des Schmerzes ist die Sühne für seine Sünde, eine so mächtige Sühne, daß er sich selbst als Greis und im geistlichen Gewande jenes Abenteuers seiner Jugend nicht zu schämen braucht. Er hatte die intimsten Verbindungen mit den Machthabern Oesterreichs. Kein Posten im Staat oder in der Armee wäre ihm unzugänglich geblieben. Er aber zog es vor, ins Kloster zu gehen, nicht aus Frömmigkeit, sondern weil die Welt ihm nichts mehr zu geben, ihm nichts mehr zu bedeuten hatte. Solche Entsagung sühnt Alles."

Eine lange Pause des Nachdenkens trat ein. Peter war eine zu feine Natur, um nicht zu empfinden, daß, wie viel er auch über seine Angelegenheiten noch zu erfahren hatte, ihm hier nicht zukam, eine Frage zu stellen, sondern nur passiv zu empfangen, was man ihm mittheilen wollte.

Der Abt erhob sich und forderte Scartelli mit liebevollen Worten auf, die Ruhe zu suchen, indem er zugleich selbst dem Freunde den Arm reichte, um ihn in das eingeräumte Schlafgemach zu geleiten. Peter blieb zurück mit dem Entschlusse, sich noch heute vom Abte zu verabschieden und am nächsten Tage nach Wien zurückzukehren.

„Mein theurer, alter Freund," sagte der Abt, als er wieder eintrat, „ist schwächer als er selbst es weiß. Wie werde ich ihm die Nachrichten aus Wien verbergen können, da der alberne Plan des Hofraths Limbeer gescheitert ist, gescheitert in der Depesche, die ich selbst durch einen Kurier dem Vicomte nach Paris schickte, dem habsüchtigen Schwiegersohn der Baronin Ambort! Und Du, mein Sohn, Du hast Deine Frau geliebt, Du hast ihr Deine Carrière und meine Liebe geopfert, die Liebe Deines einzigen Beschützers auf Erden. Wie konntest Du, kaum daß sich ihr Grab geschlossen, die Hand zu einer neuen Ehe bieten wollen?"

Mit einer gewissen Feierlichkeit in Ton und Geberden antwortete der junge Mann, während der Abt sich niederließ:

„Weil ich sie liebte, weil ich um jeden Preis ihre Schuld oder Unschuld an den Tag bringen muß, weil ich wissen will, wer ein furchtbares Spiel mit ihr getrieben, ihr Verbrechen oder auch nur ihren Untergang bewirkt hat, und weil ich an ihm Rache nehmen werde ohne Rücksicht auf die Person, ohne Rücksicht auf Dankbarkeit und auf alle Vortheile meiner eigenen Existenz."

Der Greis sah den Sprechenden mit einem

langen Blick an, der aus dem Ausdruck des Erstaunens in den der Trauer überging. Doch schien er über den Eindruck der Worte vorläufig schweigend hinweggehen zu wollen, denn er sagte nur:

„Und die Heirath mit der Baronin sollte der Preis sein, um Dir zur Kenntniß der dunklen Geschichte und zur Möglichkeit der Rache zu verhelfen? Erzähle mir das.“

Peter gab einen genauen Bericht, wie das Gewebe zusammenhing und schloß mit den Worten:

„Und deßhalb werde ich die Baronin Ambort heirathen. Sie nimmt ihr Wort nicht zurück, auch wenn Ottavio Scartelli nicht befreit wird. Und Frau von Montandon hat ja kein Interesse an dieser Befreiung, sondern nur an der Vermählung der Baronin. Sie wird mir die Briefe ausliefern, sobald ich mit Hertha vor den Traualtar trete.“

„Das ist unmöglich,“ sagte der Abt.

„Darf ich die Gründe wissen, weßhalb es unmöglich ist?“ fragte Peter.

Der Greis erhob sich und schritt nach einem offenen Schrank, der über und über mit Kuriositäten und Kunstgegenständen bedeckt war. Unter diesen zog er ein einfaches hölzernes Kästchen hervor, dessen Schlüssel er abzog.

Dann wendete er sich zu dem jungen Manne:

„Es gibt keine Gründe. Wann willst Du nach Wien zurückkehren?"

„Morgen in den Frühstunden."

„Ich werde um diese Zeit in der Kirche sein. Komm' zu mir in die Sakristei. Dort werde ich Dir dieses Kästchen übergeben. Nimm es nach Wien mit und öffne es erst dort und nur in Gegenwart der Baronin Ambort, beim ersten Wiedersehen mit ihr. Dann wird der Inhalt des Kästchens Dir Alles sagen."

Peter verbeugte sich stumm.

„Noch Eins! Nimm den Rückweg nach Wien über das Kloster, in welchem Deine Ulrike Jahre verlebt hat, bevor Du sie zur Frau nahmst. Dort ist eine Statue der heiligen Jungfrau mit vielen frommen Gaben ausgestattet. Um den Hals trägt sie eine Schnur von Perlen. Sie gelten für echt, aber sie sind falsch. Vielleicht sind sie diejenigen, die Du gekauft hast, wie ich eben von Dir erfuhr."

Nachdenklich blickte Peter vor sich hin, aber welchen Aufschluß konnte ihm dieser Umstand geben? Er sah mit forschenden Blicken auf den Abt.

„Ich weiß es nicht," sagte dieser, „ich vermuthe es nur. Mein Sohn, Du hast mir einen jener

Nägel in das Herz geschlagen, die man Nägel zum Sarge nennt. Ich scheide in Groll von Dir, in tieferem Gram als damals, da Du um dieses Weibes willen, das uns schon einmal getrennt hat, vom Pater Hilarius Abschied nahmst. Die Todte, scheint es, will für immer zwischen uns treten."

Eine heftige Erschütterung malte sich in den Zügen Peter's. „Mein Vater!" stammelte er.

„Ich sagte vorhin, als Scartelli mein Jugendgeschick erzählte, daß selbst die schärfsten Augen eines eifersüchtigen Gatten sich nach der unrichtigen Stelle zu wenden pflegen. Noch viel schrecklicher als die Eifersucht, die einen lebendigen Gegenstand vor sich hat, verblendet Dich die nach rückwärts gekehrte, die in ein Grab hinein lauernde Eifersucht. Du siehst Schuld oder Mitschuld an einer Stelle, wo Du ewig nur das Heiligste erblicken solltest."

Peter warf sich, keines Wortes mächtig, dem Abt zu Füßen.

„Du hast mir für die Gaben, durch die ich Dich vor der Welt erhöht habe und für Deinen schmerzlichen Verlust zu trösten suchte, nicht gedankt. Immerhin! Ich glaubte Dich zu verstehen und habe Dir nicht gegrollt. Was sind all' diese

Nichtigkeiten für Deinen ernsten, strengen Sinn und Dein leidendes Gattenherz. Du nahmst dieß Alles aus Liebe zu mir an, habe ich mir eingebildet, und ich dankte Dir. Jetzt tagt es plötzlich und ich sehe mit Entsetzen einen andern Grund Deiner Zurückhaltung. Und was ich auch für Dich thun könnte, und setzte ich Dich auf einen Thron, es wäre doch nichts gegen das, was ich für Dich zu thun nicht im Stande zu sein glaube: Dir zu verzeihen."

Ein Schluchzen drang aus der Brust des Knieenden. In der unmittelbaren Gegenwart seines erhabenen Wohlthäters, von seiner Erscheinung, seiner Sprache, seinem Geist überwältigt, erkannte der junge Mann erst den Irrweg der Gedanken, auf den ihn seine Leidenschaft getrieben hatte. Er erkannte aber auch alle Umstände, die dazu mitgewirkt hatten, und unwillkürlich auf den Knieen bleibend, weil ihm die Verzeihung versagt werden sollte, schilderte er alle Momente, die seinen Schmerz und seine Eifersucht genährt, seinen Verdacht gelenkt hatten, mit Worten stürmischer Hast.

Als er immer wieder darauf zurückkehrte, daß eine geistliche Hand in dem verborgenen Spiele thätig gewesen sein müßte, erwiederte der Abt:

„Deßhalb muß es um jeden Preis an's Licht gezogen werden. Und der Preis ist eine Erbärmlichkeit, eine Summe Geldes für Madame Montandon. Das ist die Sache unseres Bankiers, ich werde ihm Instruktionen senden. Wann triffst Du in Wien ein?"

„Ich will das Kloster Ulrikens besuchen und dann ihre Mutter, um ihr zu helfen, was ich ihr statt der Perlenschnur als Erbtheil ihrer Tochter sendete, zweckentsprechend zu verwenden."

„Zeit genug, daß bis zu Deiner Ankunft in Wien die Sache mit den Briefen geordnet sein kann. So lebe denn wohl."

„Mein Vater! Ich kann nicht von hinnen gehen nach jenem harten Wort, ich kann nicht scheiden, ohne daß mir eine Sühne ermöglicht würde, wäre es auch durch eine schwere Buße, aber verbunden mit der Hoffnung, daß mir verziehen werde."

„Mein Sohn! Ich habe den innersten Geist des Christenthums in mich aufgenommen, wenn ich auch seine Formen nur so weit schätze als nöthig, um auf Andere im christlichen Sinne wirken zu können. Der Geist des Christenthums ist aber nicht die gelassene Duldung jeder Schuld unter

dem Namen der Verzeihung. Es ist nicht wahr, daß Gethanes sich nicht ungeschehen machen lasse; die bessere Einsicht macht es ungeschehen und was zurückbleibt, ist nur die gemeine Wirklichkeit der Dinge. Du wirst die Briefe lesen und sie werden Dich wahrscheinlich zur Rache gegen den Verderber Deines Weibes entflammen. Opfere diese Rache, und Du hast auch den bösen Geist aus Deinem Herzen gerissen, der sich gegen mich gekehrt hat."

„Meine Rache opfern, nach der ich so lange geschmachtet und getrachtet habe! Es ist das Schwerste, was mir auferlegt werden kann. Aber ich will nicht leben, ohne diese Hand wieder küssen zu dürfen. So sei es denn! Ich werde keine Rache nehmen."

„Stehe auf und komm' in meine Arme."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Als der Abt einige Tage später, aus der Frühmesse kommend, seinen Freund Scartelli nicht wie gewöhnlich in seinen Gemächern fand, verfügte er sich zu ihm und fand ihn, wie er, matt im Lehnstuhl sitzend, schwermüthig in die weiße Landschaft hinausblickte.

„Ich bin so müde," sagte der Italiener, „ich fühle erst jetzt, daß die Entbehrungen der letzten Monate, Noth und Sorgen, Hunger und Frost, mich um den Rest der Tage gebracht haben, die mir sonst noch bestimmt gewesen wären. Es geht mit mir zu Ende. O, wie gut und süß ist es, dieß zu sagen! Schade, daß mir mein Todesfest, das sich im Beisein des Freundes so heiter begehen ließe, durch Gedanken an meinen armen Sohn

getrübt wird. Ich darf noch nicht sterben, denn ich warte, — ich warte —"

Nachdenklich schwieg der Abt, ehe er erwiederte:

„Ich könnte mit Dir rechten, daß Du Noth gelitten hast. Dieser Kavalierstolz, der Dich hinderte, vom Freunde zu fordern, was Du brauchtest, ist eine zu kleine Regung für einen unabhängigen Geist. Doch, das ist nun vorüber! Ich wußte von nichts, Du schriebst mir nur von der Sorge um Deine Enkelin. Ihr rieth ich das Kloster, es wäre die beste Zuflucht gewesen, in der ich sie am meisten hätte schützen können, und wäre es noch heute, falls sie nicht in der Liebe eines Mannes eine bessere Zuflucht haben sollte."

Scartelli fuhr empor.

„Hat man uns denn nicht gesagt, daß von Paris Nachrichten in Wien eintreffen, daß die Befreiung Ottavio's zu erwarten sei?"

„Ich will nicht, daß Du Dich mit vergeblichem Harren und Hoffen abquälst. Dieser Plan ist gänzlich gescheitert. Aber ich habe mich mit dem Grafen Flahault in Verbindung gesetzt und davon ist noch Gutes zu erwarten."

Scartelli erhob sich von seinem Sessel. Er wollte auch Cornelia von der Pein unnützen

Wartens befreien, und ohne zu bedenken, daß er das Ziel nur weiter hinaussteckte und das Harren von Neuem begann, schrieb er ihr jenen Brief, den sie auch dem Grafen Heribert mitgetheilt hatte.

Scartelli ging trotzdem wie vernichtet umher, daß die schon so nahe gelegene Aussicht auf die Rettung des Sohnes sich wieder verhüllt hatte. Hauptsächlich aber marterte ihn die Vorstellung, daß auch die Verfolgungen für Cornelia wieder beginnen werden. Einige Tage lang wälzte er in seinem Innern den Plan umher, seine Enkelin zu bewegen, das Anerbieten des Abtes anzunehmen und sich aus dem Elend, das ihr in dieser Welt drohte, sowie aus den Wirren ihrer eigenen Gefühle in das Kloster zu retten.

Da empfing er ein Schreiben von Cornelia, in welchem sie ihm mit jungfräulichem Entzücken die Wendung anzeigte, die ihr Verhältniß zum Grafen Heribert von Horstell genommen hatte und daß sie sich nun förmlich und unwiderruflich mit ihm verlobt. Freudestrahlend kam Scartelli zu seinem Freund und rief:

„Nun ist wenigstens sie gerettet und geborgen und ich kann ruhig sterben. Denn mein unglücklicher Ottavio ist Deinem Schutz empfohlen.“

Nach an demselben Tage legte er sich zu Bette mit der Gewißheit, daß er es lebend nicht mehr verlassen werde. Den Vorschlag des Freundes, Cornelia kommen zu lassen, lehnte er ab.

„Sie hat noch keinen Menschen sterben gesehen und sie würde den so natürlichen Vorgang, wie es der Tod eines uralten Mannes ist, in sich zu jenen Aufregungen und Schmerzen steigern, deren sie schon mehr gehabt hat, als ihrer Jugend zukommt. Lasse sie ungestört in ihrem neuen Glücke.“

Bald schweigend, um einen Schlummer der Betäubung nicht zu stören, bald leise von den schönsten Momenten vergangener Tage, von gemeinsam bestandenen Kriegsgefahren erzählend, saß der Abt viele Stunden am Sterbelager seines Freundes.

„O, mir ist wohl!“ sagte Scartelli, „wir erfahren erst am Ende, daß wir nicht für uns selbst gelebt haben, nur für Zwecke der Natur und des Schicksals. Aber wir sterben für uns selbst. Der Knechtschaft ist endlich genug. Die letzten Athemzüge sind das Wohlgefühl der Befreiung. Glaube mir, es stirbt sich gut.“

„Ein weiser Tod wird mir von Dir vorge-

storben, jetzt werde ich es auch treffen," sagte der Abt und faßte die Hand des Sterbenden. Diese wurde immer kälter, noch ein Zucken, noch ein heftiges Athemholen — und der Abt drückte dem Geschiedenen die Augen zu.

*

Inzwischen war Peter von Rohnhalden in Wien angekommen. Er fand in der Wohnung, die er in seinem Palais bezogen hatte, ein Billet des Herrn von Genickstein, der ihn für den nächsten Morgen zum Frühstück bat, um eine Angelegenheit, die Rohnhalden wichtig sein mußte, bequem besprechen zu können.

Der Nachmittag ging schon in den Abend über, als Rohnhalden umgekleidet war und sich zur Baronin Ambort begab.

Das Kästchen, das er vom Abt empfangen, hielt er fest an sich gepreßt. Er hatte die Selbstbeherrschung geübt, es auf der Reise nicht zu öffnen, denn es war ihm eine Genugthuung, fortan jedem Worte des Mannes, den er am höchsten verehrte, buchstäblich zu gehorchen.

Sie saß wie an jenem Tag, als er um sie geworben hatte, in dem kleinen Stübchen an ihrem

Schreibtisch. Freundlich streckte sie ihm die Hand entgegen, als er eintrat, und er drückte diese Hand wärmer, als er es jemals bisher gethan hatte. Denn obgleich er nicht wußte, welches Zaubermittel in dem Kästchen enthalten sein könnte, so empfand er doch mit Befriedigung, mit einem unbestimmten, aber angenehmen Vorgefühl, daß sich das erzwungene Verhältniß zwischen ihnen lösen werde.

Gelassen erzählte er, daß der Abt die Verbindung zwischen ihnen für unmöglich halte, ohne Gründe dafür anzugeben. Das Trennungsschwert wäre in dem Kästchen enthalten, das sie gemeinsam öffnen sollten.

Rohnhalden drehte den Schlüssel und hob den Deckel. Oben lag ein Blatt mit den Worten von der Hand des Abtes:

„Peter, Du empfängst hier das Bild Deiner Mutter Petronella.“

Als die Umhüllung entfernt war, strahlte ihnen das Original des Bildes entgegen, das auf dem Schreibtisch der Frau von Ambort stand.

„Meine Mutter!“ rief Hertha heftig erschreckt; „das ist das Originalbild, das beim Tode meines Vaters verschwunden war.“

Im Kästchen lag noch eine Schrift, die der Abt in der Nacht vor der Abreise Rohnhalden's aufgesetzt hatte. Sie bestand nur aus den Worten:

„Die Geschichte Deiner Mutter hast Du heut Abend aus dem Munde Scartelli's erfahren. Er hat niemals gewußt, daß Hertha von Ambort jenes kleine, vierjährige Mädchen gewesen, das er als Kind des Grafen Horstell gesehen. Als Deine Mutter in das Haus ihres Gatten zurückgekehrt war, brachte ich Dich auf mein Gut nach Mähren, und als ich in's Kloster getreten, wußte ich die Dinge in der Art zu gestalten, daß Du für das Kind des Wachtmeisters Sombruch und seines Weibes galtest. Gerüchte, die sich erhoben, als die Aufmerksamkeit nicht verborgen geblieben, die ich Deiner Erziehung widmete, bezogen sich nur auf das Weib Sombruch's, das nicht darunter gelitten hat und früh gestorben ist. Als Hertha das Haus ihres Vaters verlassen, um den Baron Ambort zu heirathen, benützte ich die stete Geldverlegenheit des Vaters, um von ihm das Bild zu erwerben, angeblich ohne Interesse für den Gegenstand, bloß weil es mir eine Erinnerung an Paris und weil es an sich von hohem Kunstwerth. Lange Jahre hindurch war es die einzige Freude meiner Ein=

samkeit, nun ich bald dahingehen werde, nimm es an Dich, als das köstlichste Erbe, das ich Dir hinterlassen kann."

Peter und Hertha hatten diese Schrift gemeinsam gelesen. Lange blieben sie schweigend, in sich gekehrt. Mit bewegter Stimme erzählte er, als sie ihn dazu aufgefordert, die Geschichte, die er aus dem Munde Scartelli's vernommen hatte. In der Erregung dabei waren sie aufgestanden und durch die Zimmer, deren Thüren offen standen, auf und ab gewandelt. Als Rohnhalden seine Erzählung geschlossen, standen sie in dem Raum, in welchem Herr von Trogau seinen Platz zu suchen pflegte.

„Du bist mein Bruder," sagte sie, „es ist wunderbar, mir ist, als hätte ich Dich immer so nennen müssen."

„Ich habe Dich vom ersten Augenblick an wie eine Schwester geliebt," erwiederte er und ergriff ihre Hand.

Sie reichte ihm ihre Lippen und Beide umschlangen sich in der ersten geschwisterlichen Umarmung.

In diesem Augenblick öffnete Herr von Trogau die Thüre. Unwillkürlich umarmten sich die Ge=

schwister noch einmal, als hätte ihm dieß allein Alles sagen müssen. Er aber zog sich trübsinnig auf seinen Sitz zurück.

„Jetzt ist's mit dieser Freud' auch aus," murmelte er vor sich hin, „jetzt fangen auch Die an, sich zu schnäbeln."

Wie ward ihm aber, als ihn seine Freundin in das Geheimniß einweihte! Sie mußte es ihm preisgeben, obgleich die Ehre ihrer Mutter dabei im Spiele war, wenn sie den alten, treuen Mann nicht fortan aus dem Verkehr mit ihrem Bruder ausschließen wollte. Bei Trogau war das Geheimniß gut aufgehoben.

So saßen denn die drei Menschen in reiner Liebe und Heiterkeit beisammen und nur auf der Stirne Rohnhalden's lag noch ein düsterer Schatten.

„Welcher Schmerz steht mir bevor!" rief er, „ich werde Auskunft erhalten über das Schicksal Ulrikens."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

In seinem mit reichlichem Comfort eingerichteten Kabinet empfing Genickstein nur Diejenigen, denen er einige Zuneigung widmete, während er für andere Personen, auch wenn sie nicht in Geschäften zu ihm kamen, einen besondern Salon hatte. Rohnhalden, bei dem sich mit seinen veränderten Verhältnissen auch der Takt, der dazu gehörte, von selbst einfand, war darauf bedacht, seine Ungeduld zu unterdrücken und in der Angelegenheit, die ihn hieher geführt, seinem Wirth das erste Wort zu lassen.

Genickstein näherte sich endlich dem Gegenstand, indem er mit sichtlichem Wohlbehagen von Frau von Montandon sprach:

„Denken Sie, wie fremd mir dieses merkwürdige Weib noch war, als wir uns vor einiger Zeit

im Café über die schönen Frauen Wiens unterhielten. Später brachte ich ihr die Hälfte einer ihr von einem pariser Hause angewiesenen Summe und wartete vergebens, daß ihr Begehren nach der zweiten Hälfte meinen nächsten Besuch bewirke. Dazu wäre es, wie ich jetzt weiß, nie gekommen, ich hätte Helene vielleicht nie wiedergesehen, wenn nicht ein Auftrag des Freiherrn von Rohnhalden gekommen wäre. Und es hat für mich einen pikanten Reiz, daß der geistliche Herr mit seiner heiligen Hand, ohne es zu wissen, eine Beziehung vermittelte, die —"

Er hielt lächelnd inne.

„Ich wäre begierig, die Details zu kennen," sagte Rohnhalden leichthin.

„Nun, die Sache leitete sich einfach genug ein. Der Abt wußte Frau von Montandon im Besitz einiger Briefe, die Ihnen, Herr von Rohnhalden, ausgeliefert werden sollten und meinte, daß sich dieß mit einer erklecklichen Summe Geldes machen ließe. Hierin täuschte er sich, wie ich gleich dachte. Indessen, gehorsam wie ich es gegen alle Rohnhalden bin (er verbeugte sich), begab ich mich sogleich zu der Dame. Ich fragte zuerst, wann denn die zweite Hälfte des angewiesenen Betrags behoben

werden solle. Sie erwiederte, daß sie mit Staunen sehe, wie wenig Einblick ich in die Geschäfte meines Comptoirs nehme und fügte lachend hinzu, daß die Marchande de Modes Reichmann, obgleich sie sonst keine Zeit hätte, für andere Leute Botendienste zu verrichten, jene Summe längst aus dem Comptoir abgeholt hätte. Uebrigens fand ich die schöne Frau sehr deprimirt, in wahrer Verzweiflung, alle ihre wiener Beziehungen schienen gelöst, große Pläne fehlgeschlagen zu sein. Den Hofrath Limbeer verzierte sie mit den herrlichsten Namen, die graziöse Wuth aussinnen kann. Sicherlich war sie in materieller Verlegenheit, so daß mir der Augenblick günstig schien, ihr ein Anerbieten wegen der Briefe zu machen. Ganz vergebens, wie ich es gleich gedacht. Sie antwortete mit dem mysteriösen Losungswort: ‚Und dann?‘ Denn dieß hatte sie schon bei meinem ersten Besuch gesagt, sie hatte vorausgesehen, daß es eine Zukunft zwischen ihr und mir geben soll. Was wollen Sie? Sie ist für mich überwältigend schön und ich — bin der ergebenste Diener des Freiherrn. So brachte ich denn für ihn das Opfer, das keineswegs mit Auszahlung einer Summe abgethan ist."

„Sie sind großartig in Ihrem Edelmuth,"

sagte Rohnhalden lächelnd, „und was wurde wegen der Briefe beschlossen?“

„Wir trafen ein Uebereinkommen, oder nennen Sie es besser eine Vereinigung, ich begleite die Dame in den nächsten Tagen nach Paris, das sie nie mehr verlassen will, und vorher wird sie die Briefe selbst in Ihre Hände legen.“

„Ich bin glücklich, dieß zu hören; in welcher Form soll es geschehen?“

„Ich muß Ihnen sagen, Herr von Rohnhalden, daß Helene eine Schwäche für Sie hat. Ihr Ernst, Ihre Strenge, selbst Ihr Schicksal, wie sie sagt, imponiren ihr. Mir ist Ursprung und Inhalt der Briefe nicht von ihr enthüllt worden. Helene liebt es, fein und diskret zu sein, wo ihr das Gegentheil keinen Nutzen bringt. Sie hat mir offenbart, daß die Briefe eines mündlichen Kommentars bedürfen, um Ihnen ganz verständlich zu sein, und daß sie darnach schmachte, Ihnen diesen Kommentar selbst zu geben und zwar mit vollster Aufrichtigkeit und Wahrheit. ‚J'adore la vérité,‘ sagt sie, ‚mais hélas!‘ Sie meint, die Wahrheit wäre eine Geliebte, der man nur selten, nur hinter dem Rücken der wirklichen Verhältnisse, huldigen könne und der Augenblick, in dem nichts entgegensteht,

sich ihr rückhaltslos hinzugeben, wäre ein seltenes Fest."

„Wo soll es begangen werden?"

„Ich habe Helene beim ‚Erzherzog Karl' einquartiert. Kommen Sie heut Abend nach dem Theater zu ihr. Sie werden nicht unter vier Augen mit ihr sein, aber nur unter vier Personen. Die garde de dame ist dazu abgerichtet, rechtzeitig auf ihrem Sessel einzuschlafen und genirt Sie also nicht; ich aber will nach unserem kleinen Souper noch eine halbe Stunde auf einer Soirée bei Pepi Wackermann erscheinen."

Rohnhalden sprach noch von gleichgültigen Dingen und entfernte sich dann, den ganzen Tag über vergebens bemüht, nicht die Minuten zu zählen, die ihn noch vom Abend trennten.

„Mann des Unglücks!" empfing ihn Frau von Montandon, „können Sie mir die Beruhigung geben, daß wenigstens Sie und ich nicht miteinander verwandt sind?"

Er betheuerte lächelnd die Gewißheit, so weit es eine solche in diesem Punkt überhaupt geben könne.

„Sie haben gar kein Recht, hierin etwas zu behaupten, Herr von Rohnhalden, denn Sie haben

auch nicht gewußt, daß Sie mit Frau von Ambort verwandt sind. Mein Gott, wie viel Glück ist über den Haufen geworfen worden, als der Vicomte Pausone, der Schwiegersohn Ihrer vormaligen Braut, den Bericht bekam, Sie wären mit ihr in einem Grade verwandt, daß selbst der Papst keinen Dispens geben könne. Der Vicomte schrieb wüthend dem Hofrath, warum sich dieser keinen tauglichern Mann zu dem Plan ausgesucht, und Limbeer ist auch sonst bestraft genug. Man hat ihm die laxe Behandlung des politischen Prozesses der Scartelli, die er zuletzt sogar entkommen ließ, übel vermerkt. Er mußte demissioniren, wurde pensionirt und rettungslos seiner Frau überliefert, was man Zurückziehung in's Privatleben nennt."

Während des Soupers erzählte und plauderte Frau von Montandon in dieser Art und Rohnhalden konnte errathen, daß sie einst die Geliebte des Vicomte gewesen und gleichwohl eine dämonische Freude hatte, die Absichten seiner Habgier gescheitert zu wissen. Diese Freude ließ darauf schließen, daß der Vicomte in seiner Wuth auch ihr jeden Halt entzogen haben mußte, den sie bisher an ihm besessen haben mochte.

Als Genickstein sich für eine Stunde Urlaub

erbeten, zog sich auch die Begleiterin der Frau von Montandon zurück und die Letztere erhob sich, holte aus einem Schrank eine Briefmappe und lud Rohnhalden ein, sich an ihrer Seite niederzulassen.

Das Gesicht der schönen Frau nahm einen Ausdruck an, den er noch nicht an ihr bemerkt hatte und welcher der einzige war, der sie vielleicht auch für ihn verführerisch hätte machen können, den Ausdruck eines feierlichen Ernstes, wie ihn etwa ein Weib zeigt, das reumüthig oder bußfertig im Beichtstuhl niederkniet.

„Herr von Rohnhalden," sagte sie, „an Ihrer Frau haben Sie einen schweren Verlust erlitten, wenn aber etwas Sie aufzurichten vermag, so wird es die Ueberzeugung sein, die Ihnen jetzt bevorsteht, daß eine Heilige neben Ihnen gewandelt und daß es noch niemals einen so sichtbaren Engel auf Erden gab, als derjenige war, der sich Ulrike Sombruch nannte."

Er sah ihr betroffen in die Augen, die wie vor Bewunderung leuchteten.

Sie fuhr fort:

„Ich habe Ulrike nie gesprochen, nie gesehen; meine Existenz blieb ihr völlig unbekannt, wie mir die ihre, so lange sie am Leben war."

Frau von Montandon ahnte schwerlich, welche Erleichterung sie durch diese Erklärung dem gepreßten Herzen des jungen Mannes verschaffte. Daß er an einen vertraulichen Verkehr zwischen ihr und seiner Frau glauben mußte, hatte schier am schwersten auf ihm gelastet. Mit einem Ausdruck von Dankbarkeit blieben seine Augen auf die Sprechende gerichtet, die fortfuhr:

„Ich kam aus Paris zu dem Zwecke nach Wien, dem trägen und ungeschickten Hofrath Limbeer bei der Erfüllung des Versprechens zu helfen, das er dem Vicomte schon gegeben hatte, als dieser noch bei der hiesigen Gesandtschaft war: seine Schwiegermutter zu verheirathen. Er gab eine trostlose Antwort. Er hatte nur einen einzigen Kandidaten in's Auge gefaßt, weil er durch dessen Begünstigung und Beförderung zugleich einem einflußreichen Geistlichen, dem Pater Hilarius, dienen zu können glaubte. Dieser Kandidat waren Sie, der damals Peter Sombruch hieß, und als Sie ihm den Streich spielten, schon vermählt nach Wien zu kommen, ließ der bequeme Hofrath jahrelang Alles ruhen. Ich orientirte mich einige Wochen in der hiesigen Gesellschaft und schmiedete eben Pläne aller Art, als ich eines Tages einen Kapitular oder

Domherrn von italienischer Abkunft, Namens Almonieri, beim Hofrath traf.

„Der Geistliche erzählte, daß die wunderschöne junge Frau, deren Seele er gerne für den Himmel gerettet hätte, eben als das Werk reif war, unerwartet gestorben sei. Der Hofrath fuhr empor, als ob er ein Glück auffangen müßte, das gerade vom Himmel fallen wollte. Er meinte, jetzt wäre ja der Sombruch frei und zu gebrauchen und für mich der Moment gekommen, in die Sache einzugreifen. Auch hatte er eben Gelegenheit, Sie im dienstlichen Auftrag zur Baronin Ambort zu schicken, die seit Kurzem wegen Berührung mit politisch Verdächtigen von der Polizei beobachtet wurde.

„Mir mußte nun vor Allem daran liegen, Sie aus dem Verhältniß zu Ihrer Frau kennen zu lernen, um zu wissen, ob Sie für jenen Zweck zu gebrauchen seien. Ich hatte das Glück, Signor Almonieri mehr zu gefallen, als er mir. Er machte sich die kühnsten Hoffnungen, die ich verlachte, aber nur so weit, um den Ernst nicht zu verscheuchen, mit dem er zu jedem Opfer, zu jedem Geständniß bereit war.

„Almonieri ist in Rom geboren und gebildet, die Liebesgeschichten römischer Päpste und Kardinäle

sind ihm geläufig, und ihnen nachzuahmen ist ihm eine natürliche Sache, ebenso wie der Mantel voll Salbung und Heiligkeit, welchen er seinen abenteuerlichsten Intentionen umhängt.

„Ulrike trug nur zwei Interessen in ihrer reinen Seele: ihren Glauben und ihren Gatten. Wie Sie wohl wissen werden, ging sie häufig zu den Schotten beichten, dort war einmal Almonieri ihr Beichtvater; er wurde gleich darauf in ein Amt bei St. Stephan berufen und hatte nicht mehr Beichte zu hören.

„Einen gewaltigen Eindruck machte das engelhafte Weib auf ihn, nur welcher Art dieser Eindruck war, das will er selbst mir nicht bekennen. Er behauptet, das fromme Weib, ein wahrer Seraph, wäre ihm durch die Ehe entwürdigt erschienen, und selbst um den Preis der Sünde, ihren Mann zu verlassen, hätte sie in das Kloster zurückkehren müssen, wo sie früher gelebt hatte. So viel ist gewiß, er wollte sie unter jeder Bedingung der Gewalt ihres Mannes entreißen, ebenso steht außer allem Zweifel, daß er sie auf der Flucht nach dem Kloster begleitet hätte, ob aber um ein himmlisches Ziel besser zu erreichen oder im Gegentheil einen überaus irdischen Zweck —

wer kann in das Innere der Männer dieses Standes blicken, die im beständigen Kampf zwischen Natur und Unnatur zu Excessen getrieben werden? Ich habe Ihnen keine Vermuthungen auszukramen, nur Thatsachen zu erzählen.

„Er operirte nun folgendermaßen: Vor Allem setzte er sich mit der Nonne Gräfin Horstell in Verbindung, deren Klostername mir entfallen ist — Ulrike nannte sie immer nur die ‚Schwester‘.

„Almonieri hatte bald bemerkt, daß er zur Erreichung seiner Absichten der Einwirkung dieser Nonne bedurfte, für die Ulrike schwärmte. Ihr Leben kannte er überhaupt durch sie selbst ganz genau, und das Ihre, Herr von Rohnhalden, ließ er sich vom Hofrath erzählen, der davon durch den Pater Hilarius ziemlich getreu unterrichtet war. So oft Ulrike bei den Schotten erschien, um die Beichte abzulegen oder die Messe zu hören, war Almonieri anwesend und sprach zu ihr. Sie bat ihn endlich selbst, ihm ihre Einwendungen und Antworten das nächste Mal schriftlich bringen zu dürfen, weil sie in der Kirche nichts sprechen wollte, was nicht Beichte oder Gebet war. Diese Antworten sind die Briefe hier, die nun Ihnen gehören.

„Dem ersten entnehmen Sie, daß der geistliche Teufel ihr die Ehe wegen der Kinderlosigkeit als eine von Gott nicht gesegnete, nicht gewollte darstellte. Wie bitter sind ihre Klagen darüber und wie stark widersteht sie doch!

„Er griff nun, wie Sie aus dem zweiten Briefe sehen, stärker ein. Er offenbarte ihr, was sie bisher nicht gewußt, nicht geahnt hatte, daß es ihr eigener Mann war, der ihren verbrecherischen Vater dem rächenden Arm des Gerichtes ausgeliefert, daß sie also einem Mann eigen sei, an dem gleichsam das Blut ihres Vaters klebt. Wie tief ist sie erschüttert, wie schrecklich ist ihr Schmerz, aber auch wie stark ihre Liebe — sie widersteht!

„Nun aber kommt eine Pression, der sie fast sogleich unterliegt. Er hat ihr gesagt, daß ihre Ehe gerade Denjenigen unglücklich macht, den sie am meisten liebt — ihren Mann. Sie hätten durch diese Heirath Ihre Laufbahn eingebüßt, sich um die Gunst Ihrer mächtigsten Beschützer gebracht und es läge ja vor Aller Augen, wie Sie verarmt und gemieden dahin leben, mit Arbeit überhäuft, mit Lohn kärglich bedacht, von Kränkungen aller Art verfolgt, von den Menschen geflohen, und wie Sie trost- und hoffnungslos in die Zukunft starren!

„An dem Allem trüge Ihre Verbindung mit Ulrike die Schuld. Wenn sie ihren Mann verließe, um sich zur Dienerin Gottes zu machen, so wäre himmlisch und irdisch Alles versöhnt. Denn das Glück würde sich Ihnen dann sogleich wieder zuwenden, der Hofrath und Pater Hilarius Sie mit Gunst und Vortheilen überhäufen, der Weg stünde Ihnen dann offen zu den höchsten Ehren, während Sie an der Seite des leichtsinnig gewählten Weibes trotz Ihrer Jugend, Ihrer Kenntnisse, Ihrer Geschicklichkeit elend verkümmern.

„Das wirkte furchtbar, wenn auch erst langsam die Einstimmung hervortrat. Von der Raserei des Schmerzes stiegen die Briefe auf zum freudigen Opfermuth. Sie wollte für Sie, den über Alles geliebten Mann, sich zermalmen lassen, selbst um den Preis, von Ihnen dafür verflucht zu werden.

„Bald schien ihr nur noch ein einziges Bedenken zu bleiben. Sie war ganz mittellos. Sie hatte eine Mutter und mehrere Geschwister, die darbten und Unterstützung nur aus den Ersparnissen empfingen, die Sie trotz ihrer Armuth zu diesem Zweck zu machen wußten. Wenn Sie nun Ihrem Weibe fluchen zu müssen glaubten, würden Sie nicht auch der Familie jede fernere Hülfe ent-

ziehen? Ulrike wollte ihrer Mutter irgend ein Eigenthum, einen Nothpfennig zurücklassen, ehe sie ihrem Mann entlief, um sich in das Kloster zu flüchten. Denn sie kannte ihn genug, um zu wissen, daß er sie nicht durch Zwang, durch die Behörde, zurückbringen ließe, daß er sich, eben so stolz als tief verwundet, von ihr scheiden und ihrem Schicksal überlassen werde. Aber es wird sein Erdenglück sein! Nur die Mutter sollte deßhalb nicht unversorgt bleiben, sollte einige tausend Gulden ein- für allemal empfangen.

„Dieß Alles lesen Sie hier.

„Um diese Zeit hatte die Nonne Gräfin Horstell die neue Verbindung mit Almonieri zur Ausführung eines lang gehegten Planes benützt. Sie hatte nämlich ihrem Kloster einige tausend Gulden zugedacht, den Rest ihres Besitzes, während ihr ganzes übriges Vermögen dem Bruder zugefallen war. Von jener Summe ließ sie durch Almonieri in Wien einen Perlenschmuck ankaufen, der für die Statue einer heiligen Jungfrau im Kloster bestimmt war. Almonieri fragte Ulrike, ob sie dem baaren Gelde nicht einen Schmuck in gleichem Werthe vorziehen würde. Sie fand dieß sehr vernünftig, weil ihre Mutter das kostbare Gut in

Zeiten der Noth verpfänden und dann immer wieder durch Arbeit auslösen könne.

„Nun stellte Almonieri der Nonne vor, daß es der heiligen Jungfrau lieber sein müsse, wenn ihr eine arme Seele, die das ewige Leben sucht, als wenn ihr ein vergänglicher Schmuck am Halse liege. Von dem Gelde, das zum Ankauf der Perlen bestimmt war, erübrige gerade noch genug, um eine Nachahmung anfertigen zu lassen und die Mutter Gottes werde in Anbetracht des Zweckes darin keine falsche, sondern eben die wahre Zierde erblicken u. s. w. Dieß Alles hat mir der italienische Geistliche so treuherzig erzählt, als ob er sich wirklich bewußt gewesen wäre, das frömmste Werk der Welt zu üben.

„Die Gräfin Horstell ging auf den Vorschlag ein und das letzte Bedenken Ulrikens schien beseitigt zu sein. Sie erbat sich nur noch Frist von etwa einem Jahre, um mit ihrem Lebensglück abzuschließen und inzwischen, wie sie sich hier kindlich ausdrückt, manchmal die Freude zu haben, geschmückt wie eine Prinzessin vor ihrem Manne zu erscheinen, der so oft geäußert hatte, daß er sie so gerne von allen Kostbarkeiten der Erde umgeben sähe.

„Dabei war ihr aber plötzlich die Sorge gekommen, wie sie den Besitz des kostbaren Gutes vor ihrem ahnungslosen Mann rechtfertigen sollte. Auch diesem Bedenken half Almonieri ab, indem er die falschen Perlen mit in's Spiel brachte. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, auf welche Weise Sie dabei selbst mitwirkten."

„Ja wohl!" sagte Rohnhalden, der nur durch tödtliche Blässe seine tiefe Beklommenheit und seinen rasenden Schmerz verrieth; „und ist dieser Almonieri nicht ein großer, stattlicher Mann, der gerne mit einer goldenen Dose spielt?"

„Das ist er. Und am Tage, nachdem Sie die falschen Perlen für geringen Preis gekauft hatten, gab er Ulriken in der Kirche dafür die echte Schnur und legte sie in denselben Karton, in welchem die Imitation aufbewahrt gewesen. Diesem Abschluß des Handels war aber noch eine Episode vorhergegangen, ein Kampf des unbethörten Gewissens Ihrer Frau.

„Sie wagte freilich nicht mehr an der Sache selbst zu rütteln. Denn vom Glaubenswahn verführt, mußte sie die That, zu der sie gedrängt wurde, für den Weg zur ewigen Seligkeit halten. Allein auch ihre ewige Seligkeit hätte sie Ihnen

freudig geopfert, um wie viel mehr ihr irdisches Glück. Und da sie täglich überzeugender, schmerzlicher die Noth und das Elend erkannte, den ganzen erbärmlichen Lebenszustand, in dem Sie sich abmühten, und da ihr Beweise gegeben waren, daß sich Ihnen, sobald Sie von ihr getrennt, alle Pforten des Glückes aufschließen würden, so weinte und grämte sie sich täglich mit größerer Entschiedenheit in den Entschluß des Opfers hinein.

„Noch aber klammerte sie sich an einem Zweifel fest, unbewußt, instinktmäßig nach Allem greifend, was sie vielleicht der ungeheuren Opferthat noch abwendig machen konnte. War es wirklich der Wille der vielgeliebten ‚Schwester' Gräfin Horstell, den kostbaren Schmuck dahinzugeben und einen falschen dafür zu nehmen? Und wenn es des frommen Zweckes willen der Wille der Nonne war, sollte diese auch mit dem Betrug und der Lüge einverstanden sein, wodurch Sie zum Ankauf der falschen Perlen veranlaßt werden sollten?

„Diesen Zweifeln gegenüber brachte Almonieri die lang vorbereitete unmittelbare Einwirkung der Nonne in's Spiel. Diese ließ ihren Bruder Heribert in's Kloster kommen, um ihm eine Zusammenkunft mit Ulrike in der Stephanskirche aufzutragen.

Denn er gehorcht jedem Wink, jedem Wunsch seiner Schwester blindlings, sie hat ja auch seinetwegen auf ihr Hab und Gut verzichtet. Graf Heribert hatte Ulrike nie gesehen, aber wohl sie ihn, bei Besuchen, die er seiner Schwester im Kloster gemacht, und Ulrike war stets des Erstaunens voll gewesen über die außerordentliche Aehnlichkeit der Gesichtszüge. ‚Ich würde mit Entzücken die Gräfin zu sehen glauben, wenn ich nur ihren Bruder sähe,‘ hatte Ulrike oft zu Almonieri gesagt.

„Dem Grafen Heribert wurde die Botschaft einstudirt, deren Sinn, Bedeutung und Wirkung er nicht im geringsten wußte oder ahnte. Demgemäß sagte er in der Kirche zu Ulrike, daß sie wiederzusehen eine verzehrende Sehnsucht seiner Schwester wäre, die sich solches Verlangen nach einem sterblichen Menschen sogar als Sünde anrechne; Ulrike möge daher den Vorschlägen ihres geistlichen Rathgebers Folge leisten und der Sünde durch Stillung des Verlangens endlich die Quelle verstopfen.

„Zugleich wurde dem Grafen das Ehrenwort abgenommen, daß er keinem Menschen auf Erden von dieser Botschaft jemals Mittheilung machen werde.

„Auf diese Zusammenkunft bezieht sich nun der Brief, den ich Ihnen bereits früher bei unserer ersten Unterredung zeigte, der Brief, worin es heißt: ‚Ich habe ihn gesehen und kann nicht widerstehen.‘ Am Sonntag darauf sprach sie Ihnen zum ersten Mal von den falschen Perlen und Sie kauften den Schmuck. Früher hörte Ulrike, um sich zu stärken, noch in der Stephanskirche die Messe.

„So war denn der Würfel gefallen. Um dieselbe Zeit starb in Ihrem Hause die alte Magd, welche Ulrike aus der Heimat mitgebracht hatte. Ihre Frau muß damals viel geweint und sich stark mit diesem Tode beschäftigt haben.“

Rohnhalden bejahte stumm.

„Ja, Ulrike hat sich, wie ich denke, an diesem Todesfall gleichsam ein Sterbemuster genommen. Das steht zwischen den Zeilen in ihrer letzten Zuschrift an Almonieri. Mich hat das Engelsweib so hoch interessirt, daß ich Forschungen anstellte, an die selbst Sie, der treue Gatte, nicht gedacht haben. Sie hat die Magd beneidet und die Todesursache derselben studirt. Sie ist häufig in das ihrer Wohnung so nahe Krankenhaus gekommen, um Frauen zu besuchen, die an ansteckendem Fieber erkrankt waren. Kurz, sie wollte sterben,

ohne einen eigentlichen Selbstmord zu begehen — und es ist ihr gelungen. Sie wollte dem Glück ihres Mannes das Leben opfern, aber sein Herz und seine Liebe nicht dafür verlieren. Daß das Opfer ein wohlberechnetes war, beweisen Sie durch den Namen, den Sie jetzt tragen. Die schreckliche Vermuthung, zu der Ihnen das Auffinden der echten Perlen im Nachlaß Anlaß geben mußte, konnte die unschuldige Seele nicht ahnen."

Rohnhalden sprach vor sich hin:

„Sie hat einmal einen Schrei ausgestoßen, als ob sie etwas zu sagen vergessen hätte, was sie nicht mehr sagen konnte. Sie hatte verfügt, daß ihr ganzer Nachlaß zu Gunsten ihrer Mutter verkauft werde. Wahrscheinlich kam ihr zu spät der Gedanke, daß sie kein Verfügungsrecht mehr über die Perlen besaß, nachdem sie den Preis dafür, die Flucht nach dem Kloster, schuldig bleiben sollte."

Ein großes Stillschweigen trat ein, das Frau von Montandon zuerst unterbrach durch die Bemerkung:

„Dieser Almonieri würde in jeder andern Stadt als in Rom oder Wien eine unglaubliche Erscheinung sein. Sie haben, als Sie noch Ihr Amt bekleideten, in alle Schichten der Bevölkerung gesehen

und Sie wissen, was dem Mönch hier möglich ist, wenn Sie auch nur an die Liguorianer denken."

Rohnhalden nickte stumm.

„Wir Weiber sind sämmtlich arme Sünderinnen und wenn einmal eine unseres Geschlechtes wirklich für das Glück ihres Mannes stirbt, wovon jede von uns gerne schwatzt, so muß man sie wie eine Erlöserin anbeten, die für unserer Aller Sünden gestorben ist. Aber am Ende — leben wir doch und sind des Wahnes voll, wir müßten leben. Ich ließ mir die Briefe schenken, um damit meine eigenen Zwecke zu erreichen. Daß der Fund der echten Perlen einen fürchterlichen Verdacht in Ihnen erweckt hatte, war eine Vermuthung, die ich bei unserer ersten Unterredung keck auszusprechen wagte und die sich als richtig bewährt hat. Die Pläne und Zwecke sind trotzdem gescheitert. Schon hatte mir der Vicomte in seiner Freude über meinen ersten Bericht einen Kredit in Wien eröffnet, schon glaubte ich des Erfolges sicher zu sein, Dank der leidenschaftlichen Theilnahme der Frau v. Ambort an dem Schicksal Cornelia's — da richtet die Unmöglichkeit Ihrer Heirath Alles zu Grunde. Auch der arme Ottavio Scartelli wird nicht befreit. Ich kehre gedemüthigt nach Paris zurück, wenn ich nicht

den Muth habe, auf die Gesellschaft des Herrn von Genickstein stolz zu sein. Aber ich wollte mir wenigstens die Genugthuung gönnen, einem braven Mann eine Last vom Herzen zu nehmen durch die Wahrheit, die ich allein und Niemand sonst Ihnen enthüllen konnte. Beten Sie zu Ihrer Ulrike, die für Sie in den Tod gegangen ist, um Ihnen alle Güter dieser Erde zuzuwenden, und bitten Sie dieser Heiligen im Himmel den Verdacht ab, womit Sie an ihrem Andenken gefrevelt haben."

Rohnhalden war nicht zu einer Gegenäußerung gestimmt; die Empfindungen, die ihn durchschauerten, wollten sich an diesem Orte, vor dieser Frau nicht in Worten Bahn brechen. Doch behielt er Selbstbeherrschung genug, um, während er die Briefe Ulrikens an sich nahm, Frau von Montandon aufrichtige Dankesworte zu sagen.

Sie sprach die Hoffnung aus, ihn einmal in Paris zu sehen und erwiederte seinen Abschiedsgruß mit einem überaus herzlichen Lebewohl.

Siebenzehntes Kapitel.

Die ganze Nacht saß Rohnhalden über den Briefen seiner verstorbenen Frau. Er las jedes einzelne dieser Schriftstücke wieder und wieder, stets mit Ausrufungen des Entsetzens, der Widerlegung, der Abhaltung, als ob das Ohr, dem diese Aeußerungen galten, sie noch hätte vernehmen können. Mit einem Gefühl von Erbitterung und Schmerz erkannte er in jeder Zeile die Wahrheit des ihm Erzählten, und als ihm die Wuth, die ihn durchtobte, spät am Morgen einen kurzen, betäubenden Schlummer gestattete, fuhr er bald wieder in die Höhe und brütete über der Möglichkeit einer Vergeltung.

Es hätte in Betracht der Person und ihrer teuflischen That nur eine einzige Rache gegeben: hinzugehen und Almonieri zu erdrosseln, unbekümmert um die Folgen für das eigene Leben. Denn

weder die geistlichen, noch die weltlichen Gerichte wissen ein in seinen Motiven so scheinheilig verstecktes Verbrechen zu strafen; vor dem Zweikampf aber schützte hier den Schuldigen sein Rock.

Rohnhalden hatte dessen zu gedenken, was er dem Abt gelobt und folglich darauf zu verzichten, dem rachedürstenden Herzen Genüge zu thun.

Er verbrachte den Tag mit einem Bericht an den Abt und flehte ihn an, die in seiner Macht liegende Verfolgung Almonieri's zu bewirken. Außerdem schickte er ihm die Perlenschnur, um sie an die Nonne Gräfin Horstell als ihr Eigenthum zurückgelangen zu lassen.

Erst des Abends, als er Frau von Ambort Mittheilung von dem Vernommenen machte, stieg durch den Eindruck, den er damit hervorbrachte, die schönere Seite der Enthüllung in seinem eigenen Bewußtsein auf. Ulrike war unschuldig! Ihr Tod war ein Opfertod für den Gatten gewesen, der jetzt mitten im Genuß der Früchte saß. Hertha triumphirte, daß sie gleich von Anfang an das Beste geglaubt. Auf Rohnhaldens Leben aber mußte jener Liebestod eine Verklärung werfen und ihm in seinen ferneren Geschicken eine Leuchte sein.

Hertha hatte Bericht erhalten über Cornelia's

Glück und Unglück, die nahe Verbindung mit Heribert und das Hinscheiden des Großvaters. Wenige Stunden nach seinem Tode war ein Gerichtsbeamter im Kloster erschienen. Der Abt, nachdem er die Absicht erfahren, die den Mann herbeigeführt, sagte ihm: „Sie wollen meinen Freund in ein enges Gefängniß bringen? Diese Mühe hat Ihnen schon der Sargmacher abgenommen.“

Auch Cornelia wurde von der Behörde verfolgt. Heribert flüchtete sie deßhalb zu der Familie des Grafen Wanderstätten und eilte nach Wien, um für seine Braut die Niederschlagung der Untersuchung durchzusetzen, was jetzt, nachdem der eigentlich Verfolgte todt war, keine Schwierigkeit mehr hatte.

Wenige Wochen vor der Vermählung Cornelia's kamen große Kisten mit Geschenken nach der Horstellburg. Der Abt schickte sie im Namen Ottavio Scartelli's, wie er sagte, mit dem er sich, wie er schrieb, bald darüber verständigen werde, da dessen Befreiung durch den Grafen Flahault für die allernächste Zeit in Aussicht stand.

Herr von Trogau kam fortan ungestört jeden Abend zu seiner Freundin. Sie alterten zusammen

mehr und mehr. Für Rohnhalden jedoch, jung und gesund, unabhängig und reich, welterfahren und klug, mußte mit der Zeit ein neues Leben erblühen, dessen Inhalt nicht mehr in den Rahmen dieser Erzählung gehört und einer vielleicht später erfolgenden Mittheilung aufbewahrt bleibe.